1,70 DM / Band 384
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 10,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Skylla, die Menschenschlange

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Skylla, die Menschenschlange

John Sinclair Nr. 384

von Jason Dark

erschienen am 12.11.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Skylla, die Menschenschlange

Die Marquesa war alt und faltig im Gesicht. An ihr verdiente die einschlägige Kosmetik-Industrie ein Vermögen. Für sie zählte nur Jugend, Schönheit und Frische. Daß man auch als älterer Mensch jung bleiben konnte, interessierte sie nicht. Die glaubte auch nicht daran. Sie legte nur Wert auf Äußeres.

In unserer Welt, die vom Geld regiert wird, besaß die Marquesa das große Glück, vermögend zu sein.

Und diese finanzielle Kraft setzte sie zu ihrem Vorteil ein…

Die Marquesa umgab sich stets mit jungen Leuten.

Einmal lud sie Reisegruppen auf ihr Schloß ein, ein anderes Mal sehnte sie sich nur nach einer Person. Für sie war es das höchste überhaupt, wenn sie einen jugendlichen Körper zu Gesicht bekam.

Wie ein Spanner hockte sie oft an dem kleinen Guckloch, um zuzuschauen, wenn eines der Mädchen badete.

Die Marquesa führte ein besonderes Leben. Die Menschen aus dem nahen Dorf wußten davon nichts. In ihren Augen war die Gräfin verschroben.

Niemand ahnte, was sie in Wirklichkeit vorhatte und welch eine Teufelin hinter der Maske der harmlosen, etwas versponnenen wirkenden alten Frau steckte. Einige Zeit hatte sie Ruhe gegeben. Der Winter war kühl gewesen. Sie hatte die langen Tage im Schloß bei ihrem Personal verbracht. Über das Frühjahr wollte sie auch den Mantel des Schweigens decken, aber der Sommer sollte besser werden.

Im Norden ja nicht, da regnete und schneite es in den Bergen.

Hier im Süden hatte die Sonne Kraft und erwärmte die Erde mit ihren Strahlen.

Als sie in den hohen Spiegel schaute und eine Goldkette umlegte, verzog sich ihr Gesicht zu einem breiten Lächeln. Sie rieb ihre trockenen Hände, denn sie hatte sich endlich dazu entschlossen, noch ein Mädchen zu holen. Dann waren es sechs.

Die richtige Zahl.

Bei diesem Gedanken verspürte sie den innerlichen Triumph.

Vielleicht bekam sie ihre Schönheit zurück. Versprochen hatte man es ihr. Was die Natur nicht schaffte, das mußten Kräfte der Magie übernehmen. Sie sollten dafür sorgen, daß das Alter überwunden werden konnte, leider mußten dafür Opfer gebracht werden, und die fielen selbst der Marquesa nicht leicht.

In den Hallen ihres Schlosses war es immer ein wenig kühl, aus diesem Grunde nahm sie die Stola und hängte sie sich um. Danach verließ sie ihr Ankleidezimmer.

Das Personal hatte sie weggeschickt. Bis auf einen tauben Diener war davon niemand mehr im Hause. Er mußte ihr zur Seite stehen und sie während des Essens bedienen.

Die hohe Tür knarrte, als die Marquesa sie aufzog. Sie trat hinaus in den langen Gang und spürte etwas von der Düsternis, die das Schloß in seinem Innern ausstrahlte.

Wer die Geschichte der Familie verfolgte, konnte darüber einen Horror-Roman schreiben. Es war furchtbar. Die Ahnherren der Marquesa hatten ebenso schlimm gewütet wie die Borghiaws. Nur waren die Frascettis nicht so bekannt geworden, da ihr Geschlecht stets eine zweite Geige im Machtkampf gespielt hatte.

Darunter litt die Marquesa, die letzte der Frascettis, heute noch.

Und sie wollte dafür sorgen, daß die alten Zeiten zurückkehrten, aber anders als früher und noch gefährlicher.

Die Wände des Ganges zeigten den Bilderschmuck einer Ahnengalerie. Zumeist finstere Typen schauten den Betrachter an.

Die Frauen sahen ebenso verschlagen aus wie die Männer. Manche von ihnen waren sogar noch schlimmer gewesen. Man hatte sie als Giftmischerinnen gekannt, und sie waren zu traurigen Berühmtheiten geworden.

Sie schritt über die alten Teppiche, durchquerte die seidigschimmernden Lichtinseln der Lampen und näherte sich dem Trakt, in dem sie die Gäste unterbrachte. Unter einem gebogenen Durchgang schritt sie her, erreichte eine Galerie, die tiefer in das Schloß hineinführte, und blieb vor einer alten Tür stehen, die zu einem Zimmer führte, in dem in der Vergangenheit eine grausame Geschichte ihren blutigen Lauf genommen hatte. In diesem Raum waren Menschen geköpft worden.

Heute diente er als Gästezimmer. Nun wollte die Marquesa das alte Grauen wieder auferstehen lassen.

Sie klopfte.

Es war nicht mehr als ein Alibiklopfen. Durch die Dicke des Holzes hätte es der Gast doch nicht vernommen. Schnell drückte die Marquesa die Klinke nach unten, um das Zimmer zu betreten. Sie huschte leise über die Schwelle, sah sich im Raum um und erkannte die Unordnung. Kleidungsstücke lagen auf dem breiten Prunkbett verteilt. Ein lappig wirkendes Hemd, eine schmutzige Jeanshose, Sachen, die die Marquesa nie getragen hätte.

Das Mädchen war nicht da, aber die Marquesa glaubte zu wissen, wo sie sich aufhielt. Sie wandte sich nach rechts. Draußen war es noch nicht dunkel, dennoch fiel kaum Tageslicht in den Raum, da die Vorhänge zugezogen waren, so daß die Marquesa weder die Scheiben noch das Meer sehen konnte, dessen Brandung unter dem auf den Klippen stehenden Schloß gegen die hohen Felsen donnerte.

Die zweite Tür des Zimmers führte ins Bad. Über die Lippen der alten Frau glitt ein böses Lächeln, in ihren Augen funkelte es, als sie dicht vor der Tür stehenblieb und die in der oberen Hälfte angebrachte Klappe zurückschob.

Bisher hatte sie ein kleines Guckloch verdeckt gehabt. Mit einer Hand hielt die Marquesa die Klappe fest und brachte ein Auge bis dicht an das Loch. Normalerweise hätte sie nur einen kleinen Ausschnitt des anderen Zimmers erkennen können, durch eine raffinierte Optik aber war es ihr möglich, den Raum dahinter in einem größeren Blickwinkel zu überschauen.

Und sie sah das Mädchen!

Zwischen dem kostbaren Marmor, den goldenen Armaturen und den

rustikal wirkenden Spiegeln hätte sich die Kleine bestimmt nicht wohl gefühlt. Sie war eine Rucksack-Touristin und von der Marquesaaufgegabelt worden.

Aus London war Mary Stallock gekommen, hatte Italien durchwandern wollen, trug natürlich wenig Geld bei sich und hatte die Einladung der Marquesa auf dieses Schloß nur allzu gern angenommen. Schon seit drei Tagen wohnte das Geschöpf mit den langen, rotblonden Haaren in den alten Räumen, und die Marquesa hatte Mary bisher in Ruhe gelassen. An diesem Abend würde sie zuschlagen.

Mary stand vor dem Spiegel. Sie war erst vor kurzem aus der Wanne gestiegen. Letzte Reste des schaumigen Badewassers verschwanden gerade im Abfluß, als Mary sich kämmte. Sie war nackt, und die Marquesa konnte ihren Rücken sehen. Nicht nur den Rücken, auch die vordere Körperseite, denn das Mädchen stand vor dem Spiegel. Mit dem Kamm fuhr sie durch das lange Haar. Die Bewegungen des jungen Gastes wirkten träge, zeigten eine gewisse Zufriedenheit. Die Kleider, die auf dem Hocker lagen, hatte die Marquesa ihr geschenkt.

An diesem Abend sollte sich der Gast schick machen. Sie wollten nicht in der Halle essen, sondern draußen, auf dem Dach eines Vorbaus, wo das Weinlaub wuchs, der Efeu seine Arme ausstreckte und der Blütenduft vom Tal her aufstieg.

Die Augen der alten Frau funkelten. Der nackte Mädchenkörper machte sie an. Nicht sexuell, nein, es war etwas anderes, das durch ihre Adern strömte.

Ein dämonisches Gefühl…

Sie holte tief Luft. Ihre Finger bewegten sich, die Hände bildeten Fäuste, ihre Zunge fuhr über die spröden Lippen, und sie mußte sich zunächst die Kehle freiräuspern, um überhaupt ein Wort sagen zu können.

»Bald, meine kleine Mary, bald…«

Mehr sagte sie nicht. Dafür handelte sie und zog unter ihrem Kleid etwas hervor, das nicht in die Hand einer Marquesa paßte. Es war ein Messer mit langer Klinge.

Die Frau starrte die Waffe an. Ein seltsames Glänzen lag plötzlich in ihren Augen, bevor sie den Kopf nach vorn drückte und mit den Lippen den kalten Stahl berührte.

Es war eine Geste, ein Kuß.

Der Todeskuß für Mary Stallock!

***

Im Juni sind die Tage besonders lang und hell. Da machte es Spaß, bis Mitternacht im Freien zu sitzen, ein Glas zu trinken, Musikklängen zu lauschen oder zu feiern.

Mary Stallock genoß die Stille, die trotzdem nicht monoton war, denn die Natur lebte. Das Mädchen hatte die Augen geschlossen, den Kopf zurückgelehnt, nahm den schweren Blütenduft auf und lauschte dem nie abreißenden Klang der Brandung.

Es war ein wunderbares Erlebnis. Sie fühlte sich wie im siebten Himmel, außerdem war sie satt, denn die Marquesa hatte ein vorzügliches Mahl auffahren lassen.

War es ein Traum oder Wirklichkeit?

Das wußte Mary manchmal selbst nicht, und sie hatte regelrecht Angst davor, die Augen zu öffnen, weil sie fürchtete, den Traum wieder zu zerstören.

Und dennoch riß sie sich zusammen, schaute hoch und stellte fest, daß der Platz ihr gegenüber leer war. Die Marquesa hatte den Tischverlassen, ohne daß es Mary bemerkt hatte.

Darüber erschrak sie, aber sie schob es ihrer Stimmung zu, die nicht besser hätte sein können.

Es war alles wie ein Traum. Die Einladung der Marquesa, die Tage auf dem Schloß, das Essen, die Umgebung, die Landschaft, das Meer, der Blütenduft und der herrliche Rote der in den Kristallgläsern funkelte, samtig schmeckte und dafür sorgte, daß der Genießer ein Gefühl oder Schwerelosigkeit bekam, das irgendwie in diese laue Sommernacht hineinpaßte.

Jetzt Flügel haben und einfach wegfliegen, dachte Mary. Über das Meer, hinein in den dunkler werdenden Himmel, der Sonne entgegen, die den Horizont mit einem Meer aus Flammen zu bedecken schien.

Das war schon etwas.

Aber es war ein Traum. Sie besaß keine Flügel, sie war Gast der Marquesa, und wenn sie ehrlich zu sich selbst war, mußte sie sich eingestehen, daß sie noch nie so gute Tage verlebt hatte wie die letzten hier auf dem Schloß. Es ging ihr gut, zu gut.

Mary Stallock mußte sich überwinden, um überhaupt aufzustehen. Fast drei Gläser Wein hatte sie geleert, und sie fühlte den leichten Schwindel, als sie vor dem Stuhl stehenblieb. Für einen Moment schloß sie die Augen, schon bald hatte sich ihr Kreislauf wieder umgestellt, und sie hörte das Rascheln der feinen Seide.

Um der Marquesa einen Gefallen zu erweisen, hatte sie dieses Kleid angezogen. Es zeigte ein Tupfenmuster, wie man es aus den Anfängen des Jahrhunderts her kannte. Zudem schien es für sie gemacht zu sein. Es schmiegte sich eng an ihre Haut, und bei jeder Bewegung spürte sie die Kühle der Seide, wenn sie sich verschob oder über die Spitzen ihrer Brüste glitt, die deutlich hervortraten.

Die Marquesa hatte darauf bestanden, daß Mary dieses Kleid anzog und möglichst wenig darunter. Das zwanzigjährige Girl aus London hatte darüber nur gelacht, war diesem Wunsch aber

gernnachgekommen, obwohl ihr die Marquesa keinen Grund genannt hatte.

Mary mochte die Marquesa, die ihr versprochen hatte, am nächsten Tag mit ihr nach Neapel zu fahren. So prächtig das Schloß auch war, raus mußte Mary einfach, denn bisher hatte die Adelige sie in den alten Mauern festgehalten, was Mary nicht einmal als so unangenehm empfand, da es für sie in diesem Bau viel zu entdecken gab.

Zudem konnte sie sich innerhalb des Schloßgartens herrlich entspannen. Sie lag im Liegestuhl und schaute auf die Zweige der vollin Blüte stehenden Büsche und Bäume und beobachtete die sanften Bewegungen der Palmwedel im Wind.

Sie schritt über die mit kleinen Steinen belegte Terrasse und stellte sich an die wuchtige Brüstung. Sie bestand aus großen Steinen und war, wie auch das Schloß, bereits einige Hundert Jahre alt. Von hier aus schaute sie in den Garten hinab, auch auf das Meer sowie die Dächer des kleinen Ortes, in dem die meisten Menschen vom Fischfang lebten, und wo die Zeit stehengeblieben war.

Es brannten bereits einige Lichter. Sie schienen einen Gruß in die Höhe schicken zu wollen.

An der Seite zum Schloß hin wuchs der Efeu besonders dicht. Er rahmte auch die Tür und das kleine Fenster im Mauerwerk ein, das keine Scheibe besaß.

Dahinter war es dunkel, bis auf einen helleren Umriß, der sich als Gesicht herausstellte.

Die Marquesa beobachtete das Mädchen. Sie schaute auf den gebeugten Rücken, und ihre Lippen hatten sich zu einem diabolischen Lächeln in die Breite gezogen, als sie sah, wie eng die Seide des Kleides den Körper umschmeichelte.

Mary hätte nichts anzuziehen brauchen. Unter den brennenden Blicken der Marquesa schien sie nackt zu werden. Die alte Frau hob ihren rechten Arm. Für den Bruchteil einer Sekunde blitzte die Stahlklinge des Messers auf, als sie die Waffe auf die Fensterbank legte, die Lippen bewegte und unhörbare Worte sprach.

Sie sollte die letzte sein. Die kleine Engländerin machte den Reigen der Sechs komplett.

Nur ahnte Mary davon nichts. Das Mädchen aus London genoß den herrlichen Ausblick auf Meer, Stadt und Land und schaute auch in den Himmel, der immer dunkler wurde.

Die Nacht würde kommen, etwas Kühlung bringen und die Wärme des Junitages ablösen.

Aus den Bergen im Landesinnern strich der Wind und vereinigte sich mit dem kühleren Luftstrom über dem Golf. Er fuhr auch gegen die Mauern des Schlosses, wehte über die Terrasse, so daß Mary seine Kühle mitbekam und fröstelte.

Wenn sie noch im Freien sitzenbleiben wollte, mußte sie sich etwas überziehen.

Schritte schreckten sie auf. Sie stieß sogar einen leisen Schrei aus, als sie herumfuhr. Ihr Blick fiel nicht auf die Marquesa, sondern auf den stummen Diener, der neben dem Tisch stand und damit begann, die leeren Schalen des Desserts abzuräumen. Für das Mädchen hatte er keinen Blick, und Mary gestand sich ein, daß der Diener, der Bonzo gerufen wurde, ihr Furcht einflößte. Sein Gesicht zeigte Spuren von Härte, die ihr nicht gefielen. Es waren tiefe Falten, die sich in die Hautgegraben hatten und wie Gräben wirkten. Bonzo trug auch am Abend eine dunkle Brille, und diese Gläser verstärkten den unheimlichen Gesichtsausdruck.

Mary wandte der Brüstung jetzt den Rücken zu, während sie den Diener beobachtete. Die klobigen Hände wollten eigentlich zu einem Mann seines Berufs nicht passen. Wenn er abräumte und nach den Schalen griff, gerieten sie jedesmal in den Schein der kleinen Tischleuchte, die einen gelbroten Schimmer über seine Finger warf.

Er würdigte Mary keines Blickes. Ob er sie tatsächlich nicht anschaute, wußte Mary nicht. Die dunklen Gläser der Brillen verbargen einfach zu viel von seinen Augen.

Er ging, das Klappern der Gläser begleitete ihn noch eine Weile.

Mary fröstelte. Sie mochte den Mann überhaupt nicht, und sie fragte sich, wieihn die Marquesa nur hatte einstellen können.

Dann sah sie das Gesicht.

Zufällig war ihr Blick auf das kleine Fenster neben der Tür gefallen. Ein heller Schatten, mehr nicht, und als sie noch einmal hinschaute, war er verschwunden.

Mary lächelte leicht. Sie hatte wohl ein wenig zuviel von dem Roten getrunken. Jetzt sah sie schon Gespenster, wo keine waren. Die Marquesa jedoch war echt.

Sie betrat die Terrasse und hatte eine Stola mitgebracht, die sie ihrem Gast fürsorglich umhängte. »Es ist ein wenig kühl geworden«, sagte sie und ließ die Hände auf Marys Schultern liegen. »In diesen Nächten kann man sich leicht erkälten.«

»Das stimmt.«

»Oder willst du hinein?«

»Nein, Marquesa, wir können ruhig noch ein wenig sitzenbleiben.« Mary wunderte sich darüber, daß sie sich nicht bewegte.

Sie stand da, spürte die knochigen Finger der alten Frau auf ihrer Schulter und hatte das Gefühl, ein seltsames Kribbeln zu erleben, das durch den Körper strich und von den knochigen Fingern der Marquesa ausging.

Was war nur mit ihr los?

Mary wußte es selbst nicht. Sie stand auf der Terrasse des Schlosses

wie eine Statue und hatte das Gefühl, ihr eigenes Ich würde mehr und mehr ausgeschaltet. Sie atmete nur flach und durch die Nase. Den Druck der Finger empfand sie als belastend und gleichzeitig auch lähmend. War es vielleicht die Folge des genossenen Weins?

Sie konnte es nicht sagen, sie wußte nur, daß ihr die weiteren Handlungen so fremd vorkamen, als wäre es nicht sie selbst, die die folgenden Worte sprach.

»Die Nacht ist wunderbar!« flüsterte sie.

»Ja, du hast recht, kleine Mary. Man sollte sie genießen, sehr sogar.«

Das Mädchen lächelte. »Ich liebe diese Nächte. Leider sind sie in London sehr selten.«

»Wir sind in Italien. Hier ist alles ganz anders.« Die Marquesa löste ihre rechte Hand von Marys Schulter. Die junge Engländerin merkte es kaum. Ihr Blick verlor sich in der Ferne, wo sich am weiten Firmament ein herrliches Spiel aus Farben abmalte. Wie die untergehende Sonne ein letztesmal versuchte, ihre roten Speere in die herannahende Dunkelheit zu schicken und den Kampf dennoch verlieren mußte.

Mary sah auch nicht, wie die Marquesa ihre rechte Hand unter die Jacke schob und das hervorholte, was vorhin noch auf der inneren Fensterbank gelegen hatte.

Die Finger umklammerten den schmalen Griff der Messerklinge.

Die alte Frau spürte die Spannung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

Der dämonische Einfluß war da, er brachte das Blut zum Kochen.

Das war immer so, wenn sie vor einer entscheidenden Tat stand.

Diesmal besonders, denn mit diesem Opfer sollte das Ritual erfüllt sein.

Bonzo stand in der Tür wie ein erstarrter Schatten. Er schaute zu, regte sich nicht und sagte auch nichts. Seine Zeit würde noch kommen.

»Weshalb kann es nicht immer so bleiben?« fragte Mary flüsternd.

»Es ist so schön.« Vor Freude hätte sie am liebsten die ganze Welt umarmt.

»Ja, meine Kleine, du hast recht. Genieße den Ausblick. Genieße deine letzten Sekunden. Viel Zeit bleibt dir nicht mehr.« Die Stimme klang zischend. Sie hatte jedes weiche Timbre verloren, denn die Marquesa Frascetti ließ die Maske fallen.

Mary hatte nicht begriffen. Sie gab sich weiterhin ihren Träumen hin, als die Marquesa einen Schritt zurücktrat, wobei sie die linke Hand auf der Schulter des Mädchens liegenließ.

Den rechten Arm hielt sie angewinkelt. Das Messer zeigte genau auf eine bestimmte Stelle im Rücken der Mary Stallock.

»Genieße es, meine Kleine. Genieße die letzte Sekunde, bevor du zu Skylla kommst.«

»Ich…« Endlich hatte Mary begriffen, doch es war zu spät! Die Messerklinge war bereits unterwegs.

Und sie traf!

Nur einmal zuckte Mary hoch. Die Seide des Kleides färbte sich rot, die alte Frau ging zurück, ließ ihr Opfer los und begann leise zu lachen. Mary kippte nach vorn.

Es war eine langsame Bewegung, die durch nichts aufzuhalten war, auch nicht durch den Tisch, der vor ihr stand.

Mit ihrem vollen Körpergewicht kippte sie darauf, räumte das Windlicht zur Seite und blieb so liegen.

Mary Stallock, das Mädchen aus London, war tot!

»Bonzo!«

Ihr Ruf klang wie das Krächzen eines Raben. Der stumme Diener setzte sich sofort in Bewegung. Wie einst der Graf Dracula aus den düsteren Winkeln seines Schlosses erschienen war, so kam auch Bonzo herbei. Seine dunkle Kleidung paßte sich den Gläsern der Brille an, und er sah den ausgestreckten Finger der Marquesa, dessen Spitze auf die über dem Tisch liegende Leiche deutete.

Bonzo faßte zu. Zunächst zog er das Messer aus dem Rücken, dann hob er die Tote hoch, als wäre sie leicht wie eine Feder. Mit einer lässigen Bewegung schleuderte er sie über die Schulter.

»Du gehst vor!«

Bonzo nickte. Er kannte den Weg, er kannte die genauen Abläufe.

Schließlich war es das sechste Opfer der Gräfin, das er transportieren mußte.

Die Marquesa folgte ihm. In ihrem Gesicht zuckte es. Der Triumph zeichnete ihre Züge. Sie hatte es endlich geschafft. Lange genug hatte sie ja darauf hingearbeitet, nun war es soweit. Jetzt konnte Skylla endlich erwachen und auch ihr einen Gefallen tun.

Bonzo wußte, wohin er zu gehen hatte. Sie mußten ans Meer, zu den Klippen. Sie hätten den normalen Weg durch den Turm nehmen können, der wäre aber mit der Last auf der Schulter zu beschwerlich.

Die Marquesa hatte ihn vor einigen Jahren einbauen lassen. Ein kleines Vermögen hatte sie das gekostet, doch bei ihr spielte Geld keine Rolle.

Natürlich war der Aufzug nicht einzusehen. Eine Wand war davor, die sich per Knopfdruck zur Seite schieben ließ.

Lautlos glitt die Wand weg.

Die Stahltür eines Lifts lag vor den Augen der beiden Personen und wurde von Bonzo aufgezogen.

Er betrat mit seiner Last als erster den Lift. Die Frau folgte ihm, sah den Rücken der Toten und auch das Blut, das die Seide des Kleides getränkt hatte.

Die Tür schwappte ins Schloß. Die Marquesa drückte einen Knopf,

ein kurzer Ruck, dann fuhr der Lift an. Auch die untere Aufzugtür war nicht zu sehen. Blendmauerwerk verdeckte sie.

Die beiden verließen die Kabine.

Es war düster hier unten. Durch lukenartige Fensteröffnungen fiel kaum noch Licht. Sie waren genau umrandete graue Schatten, die sich wie viereckige Glotzaugen abzeichneten.

Rechts davon endete die normale Wendeltreppe. Man mußte schon Kondition mitbringen, um all die Stufen zu schaffen, die bis hoch zur Terrasse und zur Brüstung führten.

Der Turm war mit einer dicken Holztür gesichert. Sie war verschlossen, aber die Frau besaß den Schlüssel. Sie schloß auf und zog die Tür auf. An die knarrenden und schleifenden Geräusche hatte sie sich längst gewöhnt, und auch Bonzo zuckte mit keiner Wimper.

Der Weg war frei.

Wieder ließ die Frau ihren Diener vorgehen, der die Leiche ins Freie schleppte.

Der Strand war nicht sehr breit. Die Wälle türmten sich die aus dem Wasser schauenden Felsen in die Höhe. Sie besaßen runde Buckel und wirkten wie auf der Lauer liegende vorsintflutliche Ungeheuer. Zwischen ihnen schäumte und gurgelte das ablaufende Wasser, wurde zu Strudeln und Trichtern verengt, bis die letzten Wellen an dem schmalen, hellen Sandstreifen ausrollten.

Bonzo hatte dafür gesorgt, daß man über Stege, die einzelne Felsbuckel miteinander verbanden, bis auf das Meer hinausgehenkonnte und einen weiten Blick bis zur nächsten Insel bekam, die der Küste vorgelagert war.

»Geh!« sagte die Frau.

Er schritt vor. Seine Füße sanken in dem hellen, sehr feinen Sand ein. Als die auslaufenden Wellen seine Fußspitzen berührten, drehte er nach links ab und wandte sich dem ersten Felsen zu, den er erklettern mußte, denn genau dort begann der Steg.

Für Bonzo eine Kleinigkeit. Er lief zwei Schritte, blieb stehen und schaute sich nach der Marquesa um, die ihm folgte. Sie hatte etwasmehr Mühe, schließlich war sie einige Jahre älter, doch helfen lassenwollte sie sich nicht.

»Geh schon!«

Die Dunkelheit hatte den letzten Rest des Tages vollends abgelöst.

Es lag eine besondere Stimmung über der Küste. Ein Spiel aus den grauen Schatten der Nacht, in das als Farbtupfer das helle Weiß der quirlenden Wellen und Strudel hineinglitt. Die schmatzenden Geräusche des Wassers begleiteten die beiden Personen, und links von ihnen, wo die Felsen zu einer Trutzmauer hochwuchsen, schäumte das Meer in langen Streifen gegen den natürlichen Widerstand.

Die gebrochenen Wellen wurden in die Höhe geschleudert und

bildeten Gischtfontänen, die wie lange Schleier wieder zurückfielen und sich mit dem anderen Wasser vereinigten.

Der Himmel hatte eine tiefblaue Farbe angenommen. Das Heer der Sterne war als ein funkelndes Meer zu erkennen und schien zum Greifen nahe zu sein.

Ein wahrlich traumhaftes Bild, für das die beiden Menschen keinen Blick hatten. Sie balancierten über den Steg, der die einzelnen Felsen miteinander verband und so hoch angelegt war, daß die Wellen ihn bei normalen Windverhältnissen nicht überspülten. Nur die Gischt fiel manchmal wie ein Schleier auf das Holz, aber die Planken waren trotzdem relativ trocken geblieben.

Der erste und für die beiden Wanderer letzte Felsen stach besonders hoch aus dem Meer. Der Steg verlief deshalb auch leicht schräg, und beide mußten sich vorsehen, um nicht auszurutschen.

Hier jagten die Wellen mit voller Kraft gegen. Gischt fuhr als feiner, nie abreißender Schleier in die Höhe und näßte auch die beiden Personen, deren Weg auf diesem kantigen Stück Stein beendet war. Er bot genügend Platz und war zudem auf seiner oberen Seite relativ flach, so daß Bronzo und die Marquesa einen einigermaßen sicheren Stand bekamen.

Sie schauten auf das Meer.

Es lag als weite, dunkle Fläche vor ihnen, als wollte es die Unendlichkeit mit seinen Wellen umarmen. Die Wogen zeigten ein nie abreißendes Spiel aus Berg und Tal. In der Ferne fuhr ein hellerleuchtetes Schiff vorbei. An Deck wurde getanzt und gefeiert.

Am Strand aber wartete das Grauen.

Die Marquesa Frascetti schob Bonzo zur Seite. Sie wollte vom Felsenrand aufs Meer schauen, hinausblicken in die gewaltige Ferne und dann ihren Ruf erschallen lassen, den der Wind wie einen unheimlich klingenden Schrei über die Wellen an sein Ziel tragen sollte.

Bonzo beugte sich ein wenig vor, so daß die Tote von seiner Schulter rutschte. Er ließ sie nicht auf das Gestein fallen, fing sie zuvor ab und richtete sich wieder auf.

Kaum stand er, hob die Marquesa beide Arme und legte ihre Hände rechts und links gegen den Mund. Bonzo wußte, was kam.

Er wunderte sich, woher diese alte Frau die Kraft für einen solchen Schrei nahm.

Sie tat es.

»Skylla…!« Ein Ruf lauter als der Donnerhall. Er übertönte selbst die Brandung. Er hallte über die Wellen hinaus auf das Meer.

»Skylla…! Dein letztes, dein wichtigstes Opfer!« Bei diesen Worten ging sie in die Knie und streckte die Arme aus. Sie flehte, beschwor, doch das Meer blieb ruhig.

Es wogte in seinem immerwährenden Rhythmus, während der Nachthimmel über die mit Gischt besetzten Kämme der Wellen strich und an den hochaufragenden Felsen entlangfuhr.

Skylla, diese geheimnisvolle Person rührte sich nicht. Sie, die in der Tiefe des Meeres wohnen mußte, blieb auch dort verborgen.

Die Marquesa schüttelte den Kopf. Sie konnte es nicht begreifen, daß sie von Skylla im Stich gelassen wurde, holte wiederum tief Luft und setzte zu einem erneuten Ruf an.

Diesmal noch lauter als die beiden vorherigen zusammen. Dabei stellte sie sich auf die Zehenspitzen, so daß es für einen Moment so aussah, als würde sie nach vorn fallen und im Wasser verschwinden. Sie fing sich wieder und trat von der Kante zurück.

Wenn Skylla nach diesem Ruf nicht antwortete, wollte sie es aufgeben, dann hatte es keinen Sinn, da sie in dieser Nacht nicht bereit war, das Opfer anzunehmen.

Noch warteten die beiden. Bonzo stand wie ein Denkmal hinter der Marquesa. Er überragte sie um Haupteslänge. Durch seine dunkle Brille mit den großen Gläsern war von seinem Gesicht so gut wie nichts mehr zu sehen. Der Kopf saß wie ein gerundeter Felsen auf dem Hals, und nur seine Mundwinkel zuckten hin und wieder.

Die Frau drehte den Kopf. Wind schob sich wie eine gierige Hand unter die linke Seite ihrer Stola und ließ sie flattern. »Sie hört heute nicht. Sie will einfach nicht hören, es ist schrecklich. Was habe ich ihr nur getan? Was?« schrie sie. In einem Anfall von Wut und Verzweiflung schlug sie mit beiden Fäusten gegen die breite Brust ihres stummen Dieners, der diesen Ausbruch über sich ergehen ließ und das schluchzende Geräusch hörte, mit dem die Marquesa einatmete.

Bonzo schaute über sie hinweg. Trotz der dunklen Brille konnte er erkennen, wie sich im Meer ein großer heller Strudel bildete.

Da tauchte etwas auf…

Bonzo tippte seiner Herrin auf die rechte Schulter. Sie verstand das Zeichen, löste sich von ihrem Diener und drehte sich gleichzeitig auch um. Ihr Blick fiel auf die wogenden Wellen, sie sah die runden, hellen Schaumstreifen und schrie: »Skylla. Sie hat uns gehört. Der Hölle sei Dank! Sie hat uns erhört!« Hoch hob sie beide Arme, streckte sie aus und stand voller Erwartung da.

Bonzo wußte genau, was er zu tun hatte. Umsonst hatte er die Tote nicht mitgenommen. Er bückte sich, hob die Leiche auf und stemmte sie, mit beiden Händen festhaltend, über seinen Kopf, so daß sie auf den Handflächen lag wie ein flaches Paket. Selbst die Arme hielt er an den Körper der Leiche gepreßt.

Die alte Frau schuf ihm Platz. »Wir müssen sie ins Meer werfen. Wir müssen der Skylla beweisen, wie gut wir es mit ihr meinen. Wir

müssen ihr endlich zeigen, daß es soweit ist. Wirf sie ins Meer!« brüllte sie plötzlich und schüttelte dabei den Kopf, so daß die zu einer Pagenfrisur geschnittenen Haare durcheinander flogen.

Bonzo schritt vor. Wo die Marquesa vorhin gestanden hatte, verhielt auch er seinen Schritt, stellte sich auf die Zehenspitzen, beugte sich für einen Moment zurück, da er den nötigen Schwung bekommen wollte und schleuderte seine Arme nach vorn.

Die Leiche löste sich.

In einem gewaltigen Bogen und mit sehr viel Schwung flog sie zuerst über die Wellen, bis sie der Erdanziehungskraft Tribut zollen mußte und in den Fluten verschwand.

Das Meer schluckte alles.

Wie Skylla, die verschmähte ebenfalls nichts.

Die Marquesa Frascetti war nicht mehr zu halten. Sie wollte möglichst alles mitbekommen, deshalb trat sie dicht an den Rand des Felsens, um eine noch bessere Sicht zu bekommen. Sie hatte die Hände fest gegeneinandergelegt, ihr Blick war starr, in den Knien war sie leicht eingesunken, und ihr Nicken zeigte an, daß sie mit dem folgenden Ablauf der Ereignisse sehr zufrieden war.

Der Strudel war heller und quirliger geworden. Nichts zeigte sich dort, aber das Wasser schäumte so auf, als würde es kochen.

»Sie ist da!« rief die alte Frau. »Ich sehe sie nicht, ich spürte sie nur. Ja, sie ist da. Sie hat auch das letzte Opfer angenommen. Jetzt kann uns nichts mehr passieren.« Als Zeichen ihrer Freude rieb sie sich die Hände. Das Wasser schäumte noch stärker auf. In der Tiefe mußte sich Unheimliches abspielen, große Gewalten stießen dort aufeinander, die stärker waren als die Kraft des Wassers und sie auch durchdrangen.

Etwas peitschte hoch.

Vor Schreck schrie die Marquesa auf, sie ging dabei zurück und fiel in die Arme ihres Dieners. Aus großen Augen starrte sie auf den Gegenstand, der aus dem Wasser tauchte und mit einer immensen Kraft ausgestattet war, denn der Arm, er schimmerte schwarzgrün, schlug wieder zurück, peitschte erneut in die Fluten, so daß er das Wasser zu gewaltigen Wellen auftürmte, die gegen den Felsen anrollten und ihn fast noch überspült hätten.

Dann war der Arm verschwunden.

Nur allmählich beruhigte sich das Meer wieder, so daß die Wellen normal auslaufen konnten. Die beiden Menschen auf dem Felsen rührten sich nicht, sie standen da wie angenagelt, schauten auf das Wasser und konnten es kaum fassen.

Besonders die Marquesa nicht.

Sie zitterte am gesamten Körper, und Bonzo mußte sie festhalten, sonst wäre sie noch gefallen. »Das sechste Opfer«, sagte sie. »Das sechste Opfer. Es ist vollbracht. Wir haben es geschafft, Bonzo! Wir

beide!« Sie lachte schrill auf, drehte sich um und ging.
Bonzo, der Diener, trottete hinter ihr her wie ein gehorsamer Hund.

***

Ich hatte mein Büro kaum betreten, als Sir James schon anklingelte und mich an den Apparat bekam, weil Glenda und Suko nicht da waren. Suko machte eine Woche Urlaub.
Ich gönnte es ihm, endlich mal auszuspannen und mit seiner Shao wegzufahren. Sie trieben sich irgendwo in den Bergen der Schweiz herum, wo sie nur Ruhe haben wollten.
Ich war in London geblieben und hielt die Stellung. Zwei Tage des Urlaubs waren schon um, etwas Aufregendes hatte ich nach meinem Abenteuer in Londons Grusel-Kammer Nr. 1 nicht erlebt, nur spielte mir das Wetter einen Streich.
Es war verdammt kühl geworden, und die wolkenreichen Tiefdruckgebiete brachten vom Atlantik her immer neuen Regen mit. So einen nassen Juni hatten wir lange nicht mehr gehabt.
»John, ich hätte Sie gern gesprochen.«
»Sofort, Sir?« Ich dachte dabei an meinen Kaffee, den mir Glenda noch nicht gekocht hatte.
»Wenn es geht.«
»Okay, ich komme.«
Die Stirn des Superintendenten hatte irgendwie anders geklungen als sonst. Aufgeräumter, nach guter Laune. Und das war verdächtig.
Wenn Sir James so redete, hielt er zumeist einen Trumpf in der Hinterhand, so beschloß ich, auf der Hut zu sein.
Auf dem Flur begegnete mir Glenda Perkins, meine Sekretärin.
Sie nieste und sah auch sonst ziemlich verschnupft aus.
»Gesundheit«, sagte ich zur Begrüßung.
»Die fehlt mir eben.«
»Wenn ich Zeit habe, bedauere ich dich«, sagte ich und tätschelte ihre Wange.
»Rühr mich nicht an, sonst kriegst du auch was ab.«
»Ich werde es überstehen. Falls du mich suchen solltest, ich bin beim Alten.«
»Okay, John.« Sie lächelte hintergründig.
Sir James saß hinter seinem Schreibtisch und schaute auf das Fenster. Hinter der Scheibe lagen die dicken Regenwolken. Er schüttelte den Kopf. »Ein mieses Wetter ist das, finden Sie nicht auch, John?«
»Und wie.«
Er drehte sich auf dem Stuhl. »Ja, ja, da sollte man eigentlich in südlichere Regionen fahren und Urlaub machen.«
»Sie sagen es, Sir. Suko hat es ja geschafft.«

»Der wird in den Bergen auch Regen haben. Man hört so einiges von den Heimkehrern.«

»Aber sonst geht es Ihnen gut, nicht?«

»Natürlich.« Ich wurde immer mißtrauischer. Noch hatte Sir James die Katze nicht aus dem Sack gelassen. Wie ich ihn kannte, würde das dicke Ende noch folgen. »Haben Sie eigentlich keine Lust, in Urlaub zu fahren?« fragte er mich.

Ich lachte. »Lust schon. Fragt sich nur, ob man mich läßt. Wenn ich den Urlaub zusammenrechne, den ich noch zu bekommen habe, könnte ich ein Jahr Pause machen.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Was glauben Sie, John, wie lange ich pausieren könnte? Auch ich habe seit Jahren keinen zusammenhängenden Urlaub mehr gehabt. Aber vergessen wir das. Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen einen Urlaub anzubieten.«

Ich war sprachlos, saß da, schaute meinen Chef an und schüttelte den Kopf. »Glauben Sie mir nicht?«

»Nein, Sir.«

»Doch, Sie dürfen fahren. Ich habe sogar ein Urlaubsland für sie ausgesucht.«

»Ach ja. Und welches?«

»Italien.« Ich wiegte den Kopf. »Nicht schlecht. Dazu zähle ich auch die Berge. Ich denke da an Südtirol…«

»Nein, das will ich Ihnen nicht zumuten, John. Dort ist das Wetter schlecht. Sie fahren weiter in den Süden. Ans Meer. In die Nahe von Neapel, dort hatten sie ja schon mal einen Auftritt.«

»Ich erinnere mich, die Sache mit den Dolchen und dem Unhold.«

»Richtig. Es ist übrigens ein kleiner Ort. Ein Fischerdorf. Sie werden sich dort wunderbar entspannen können und sogar einen alten Freund treffen.«

»Wen denn?«

»Will Mallmann.« Sir James grinste so seltsam. »Ach, sagen Sie nur. Macht er da auch Urlaub?«

»Ja, man könnte es so nennen.«

»Aber jedes Ding hat zwei Seiten. So wie ich Sie kenne, Sir, ist das doch kein so großartiger Urlaub, wie Sie ihn mir angekündigt haben. Ich habe das Gefühl, als wäre die andere, die unangenehme Seite, viel ausgeprägter, oder nicht?«

»So dürfen Sie das nicht sehen, John.« Sir James verzog das Gesicht, als wären ihm die nächsten Sätze einfach zuwider. »Ich will ehrlich sein, es gibt in der Tat ein sehr kleines Problem, das sie zusammen mit Kommissar Mallmann ganz nebenbei lösen könnten.«

»Aha.« Ich nickte. »Endlich kommen wir zum Kern meines

sonderbaren Urlaubs. Und wie heißt das Problem?«

Sir James beugte sich vor. Plötzlich war aus seinem Gesicht das Lächeln verschwunden. Er schaute mich sehr ernst an. »Das Problem sind sechs verschwundene Mädchen oder Frauen.«

Mein Lächeln verflog. Sechs verschwundene Mädchen oder Frauen, das war in der Tat kein Kinderspiel. »Sind sie ermordet worden?« fragte ich.

Sir James hob die Schultern. »Vielleicht, auf jeden Fall leben sie nicht mehr so wie früher.«

Ich schüttelte den Köpf. »Das verstehe ich nicht.«

»Es ist auch schwer. Ich will versuchen, es Ihnen zu… nein, lassen Sie es mich Ihnen zeigen.« Sir James öffnete eine Schublade und holte eine durchsichtige Tüte hervor. In ihr steckte ein Schwarzweiß-Foto. Mit spitzen Fingern zog der Superintendent es hervor und reichte es mir. »Schauen Sie es sich genau! Dann sagen Sie mir, was Sie davon halten.«

Das Foto war ungefähr so groß wie meine Hand. Als sehr deutlich und scharf konnte man es nicht bezeichnen. Ich hatte Mühe, Einzelheiten zu erkennen. Das merkte auch mein Chef. Er schob mir eine Lupe rüber.

Ich suchte das Bild mit der Lupe ab. Was ich im Hintergrund entdeckte, sah grauweiß aus. Ein Meer mit gischtenden Fluten und hochgerissenen Wellen. Davor schob sich ein Gegenstand aus dem Wasser, der mich an eine Schlange erinnerte, die bei näherem Hinschauen Ähnlichkeit mit einem Kraken bekam, denn die Seeschlange besaß sechs Fangarme. An ihrem oberen Ende jeweils zeigten die Arme eine Verdickung, und als ich noch genauer hinschaute, kristallisierte sich etwas aus dieser Verdickung hervor, das ich zuerst nicht glauben wollte.

Es waren Köpfe!

Gesichter…

Ich hielt den Atem an. Auch Sir James sagte nichts. Er ließ mich mit meiner Entdeckung allein. Ich hörte nur, wie die Luft aus seiner Nase strömte.

Es dauerte eine Weile, bis ich das Bild aus den Fingern legte und es meinem Chef zurückgab.

Er ließ es wieder in der Tüte verschwinden. »Na, haben Sie es gesehen, John?«

»Ja.« Ich griff zu den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an.

»Und was sagen Sie?«

»Das ist eine Schlange oder ein Krake…«

»Ein Seemonster, meine ich.«

»Mit Menschenköpfen!«

»Richtig, John. Mit den Köpfen der Frauen, die allesamt vermißt

worden sind. Die Mädchen stammen aus allen Teilen Europas. Da ist Germany ebenso vertreten wie England oder Frankreich. Daß wir überhaupt auf die Spur der drei Mädchen gelangen konnten, haben wir Interpol zu verdanken. Deren Computer hatte die Fakten gesammelt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß es Gemeinsamkeiten zwischen den Mädchen gab. Sie alle waren Rucksack-Touristinnen oder Tramperinnen.«

»Und sind ermordet worden.«

»Ja.«

»Wie sind Sie auf die Spur gekommen, Sir? Und auch an das Foto? Wer hat es geschossen?«

»Ein Polizist aus London, der mit seinem reichen Bruder einen Segeltörn unternahm. Sie kreuzten vor der Westküste Italiens im Golf von Neapel. Es muß kurz vor Einbruch der Dunkelheit gewesen sein, als dieses Ungeheuer plötzlich aus dem Wasser erschien. Zum Glück griff der Polizist sofort zur Kamera und hat es aufgenommen. Das Bild ist nicht scharf, aber die Gesichter konnten wir trotzdem erkennen. Er brachte das Bild mit, ich bekam es in die Hände und ließ es technisch auswerten. Unser Computer leistete gute Arbeit. Eines dieser Gesichter ist mit einer Person identisch, die seit einigen Tagen in London vermißt wird. Ihr Name lautet Mary Stallock. Wir kamen zuerst auf den Trichter, alarmierten unsere Kollegen in den Nachbarländern, das Foto wurde mit den Bildern der Vermißten verglichen, und siehe da, die Personen waren identisch. Die verschwundenen Personen oder deren Köpfe befindensich auf den Tentakeln dieses sechsköpfigen Monstrums.«

Das war harter Tobak. Von wegen Urlaub. Ich drücke meine Zigarette aus und schaute zu, wie Sir James einen Schluck von seinem kohlensäurefreien Wasser nahm und an seiner Brille rückte. »Wie gesagt, John, Kommissar Mallmann vertritt die deutsche Seite und befindet sich bereits in Muracca, so heißt der kleine Küstenort, in dessen Nähe das Monstrum gesichtet wurde.«

»Hält nur Will die Stellung?« fragte ich.

»Ja – und Sie ab morgen.«

Ich winkte ab. »Ein toller Urlaub.«

»Wieso?« fragte Sir James. »Sie fahren schließlich nicht allein nach Muracca.«

Ich war überrascht. »Haben Sie Suko zurückbeordert?«

»Das nicht. Er hat seinen Urlaub wohlverdient.«

»Mit wem soll ich dann fahren?«

»Sie nehmen Miß Perkins mit.«

Das war der Klopfer des Monats. Ich sollte dienstlich mit meiner Sekretärin in Urlaub fahren? Das schlug dem Faß den Boden aus.

»Und das ist Ihr Ernst, Sir?«

»Natürlich.«
»Was steckt dahinter?«
»Ein klarer Gedanke. Ich habe auch schon mit Glenda gesprochen, weil der Fall doch ziemlich gefährlich werden kann. Sie soll einen Lockvogel spielen.«
Jetzt verstand ich. Sechs Mädchen waren verschwunden. Ihre Köpfe befanden sich auf den Krakenarmen. Und Glenda, ebenfalls noch ziemlich jung, sollte die mir noch unbekannten Täter anlocken.
Keine leichte Art, Urlaub zu machen, wie ich ehrlich zugeben mußte. Auch verdammt haarig. Was konnte da nicht alles passieren!
»Sie haben es sich gut überlegt?« fragte ich.
»Ja, es ist alles durchgesprochen. Nur möchte ich Sie bitten, John, daß Sie sehr genau auf Glenda achtgeben. Sie haben sich das Bild angesehen. Die Gefahr lauert überall. Das Monstrum ist echt, John, davon gehe ich aus. Was dahintersteckt, welche Teufelei sich verbirgt, kann ich Ihnen nicht sagen. Finden Sie es heraus.«
Ich stand auf. »Eines dürfen Sie nicht machen, Sir«, sagte ich noch zu ihm.
»Und was?«
»Mir keinen schönen Urlaub wünschen!«
»Das hätte ich auch nie zu Ihnen gesagt, John. Aber ich wünsche Ihnen viel Glück. Vielleicht finden Sie auch noch ein wenig Zeit, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.«
»Und das wäre Ihrer Meinung nach?«
»Fragen Sie Glenda.« Er grinste so, als wäre er über alles informiert. Wahrscheinlich traf es auch zu. Ich kannte Glenda sehr gut, wir hatten auch zusammen einige Nächte verbracht, und so etwas hatte sich leider herumgesprochen.
Rot wurde ich nicht, aber ich lächelte verschmitzt, bevor ich das Büro verließ.
Auf dem Gang atmete ich tief durch. Viel besser ging es mir nicht.
Ich hatte die Stirn in Falten gelegt und dachte über den neuen Job nach. Es wäre nicht das erstemal gewesen, daß ich auf ein Monster traf, aber eines mit sechs Menschenköpfen, das schlug schon dem Faß den Boden aus.
Zurück in mein Büro ging ich. Im Vorzimmer duftete es nach dem berühmten Kaffee. Glenda hockte vor der Maschine und hämmerte.
Sie schaute überhaupt nicht hoch und tat so, als hätte sie von meinem Eintreten nichts bemerkt.
Ich schlich an ihr vorbei, ging zur Steckdose und zog den Stecker heraus.
Die IBM bekam keinen Saft mehr, und Glenda zuckte zusammen, als sie das merkte.
»Wenn einen die Arbeitswut mal packt«, sagte ich, »soll man so lange

warten, bis sie vorbei ist.«

»Das sagst ausgerechnet du?« Sie drehte sich um. Eine lange, blaurot gestreifte Hose trug sie. Ihre weit geschnittene Jacke fiel bis über die Hüfte, und unter dem dünnen, weißen Sommerpullover spannte sich ihr Busen. Eine Augenweide. Das schwarze Haar trug Glenda seit neuestem kurzgeschnitten und hochgeföhnt. Es stand ihr gut.

»Ich kann es mir erlauben, meine Liebe.«

»Und wieso?«

»Weil ich bald in Urlaub fahre. Gemeinsam mit dir! Wann hatten wir das schon und dann noch dienstlich?«

»Stimmt.« Sie lächelte kokett. »Paßt es dir nicht?«

»Das Gegenteil ist der Fall. Nur habe ich dich nicht gern als Lockvogel, verstehst du? Und deinen Kopf auf dem Arm eines Kraken zu sehen, ist auch nicht das Wahre.«

»Soweit sind wir noch nicht. Sir James hat es auch nicht angeordnet, sondern mit mir zusammen darüber gesprochen. Wir haben uns gestern zusammengesetzt und darüber diskutiert. Ich kenne die Gefahren genau, John. Trotzdem war ich einverstanden.«

»Ja, das mußte wohl so sein.«

»Sicher.«

»Dann können wir beide uns ja schöne Ferien wünschen.« Sie zwinkerte mir zu. »Vorausgesetzt, daß wir uns sehen. Vergiß nie, daß ich eine Rucksack-Touristin bin!«

»Und du meinst, daß die Gegenseite so ohne weiteres auf dich hereinfällt?«

Glenda schaute mich erstaunt an. »Hat dir Sir James denn nichts davon gesagt?«

Ich wurde ärgerlich, das war auch meiner Stimme anzuhören. »Er hat mir vieles von dem Auftrag erzählt, wohl aber einiges absichtlich verschwiegen.«

»Ja und nein. Es gibt eine Spur. Eine der Verschwundenen, eine Deutsche, hat eine Karte nach Hause geschrieben. Und sie berichtete von einer gewissen Marquesa Frascetti, auf deren Schloß sie aufgenommen wurde, und wie im Märchen lebte. Da kann dir Will Mallmann sicherlich mehr darüber sagen.«

»Und du willst dir das Schloß ansehen?«

»Nicht nur das, John. Auch darin wohnen. Auf der Karte stand, daß die Marquesa den allein reisenden Mädchen gegenüber sehr sozialeingestellt ist…«

Ich winkte ab. »Schon gut. Geh du auf dein Schloß!«

»Und du, John?«

»Ich werde dann den Schloßgeist spielen, der Nacht für Nacht die Leute erschreckt.« Mit dieser Antwort verließ ich das Vorzimmer und ging in mein Büro.

Ich war sauer!!

***

Die Mauern hoben sich mit ihrer beeindruckenden Gradlinigkeit von dem grauen Gestein ab und ragten in den Himmel. Ein viereckiger Turm stand wie ein stummer Wächter über dieser alten Burg am Strand.

Die Burg war nicht sehr groß, wirkte aber in seiner Bauweise ein wenig verschachtelt. Die einzelnen Trakte gingen ineinander über.

Es gab Galerien, Vorsprünge, Wege und sogar eine Terrasse, wie Glenda Perkins von unten her erkennen konnte.

Sie kam aus der Stadt, hatte sich dort nach dem Weg erkundigt und folgte dem Lauf der Küste.

Wer sie so sah, hätte nie geglaubt, es mit Glenda Perkins zu tun zu haben.

Eine junge Frau, deren dunkles Haar von einem roten Stirnband gehalten wurde, die alte Jeans trug, feste Wanderschuhe, einen verwaschenen blauen Pullover mit einer leichten Windjacke darüber und einem prallgefüllten Rucksack auf dem Rücken.

So steuerte sie die Burg an.

Der Pfad war steinig. Es mußte seit einiger Zeit nicht mehr geregnet haben, denn ihre Füße wirbelten dünne Staubfahnen auf. Das Meer lag rechts von Glenda. Eine weite Fläche, die am Horizont mit dem Himmel verschmolz.

Als romantisch und reizvoll sah sie den kleinen Fischerhafen an, der zum Ort Muracca und zum offenen Meer hin durch eine wellenbrechende Mauer geschützt war.

Glenda hatte nur mehr wenige Meter zu laufen, um ihr Ziel zu erreichen. Sie war gespannt, wie die Marquesa ihre Ankunft aufnehmen würde. John Sinclair, der sich im Ort befand, hatte zuerst mitgehen wollen, es sich dann jedoch überlegt. Sollte irgend etwas passieren, würde Glenda ihn über Funk verständigen. Das Gerät hatte sie tief in ihrem Rucksack verborgen.

Ein Düsenriese flog hoch über ihrem Kopf. Sicherlich brachte er die Touristen nach Neapel. Wer die Schlepperei nicht gewohnt ist, kommt schnell ins Schwitzen. Wie Glenda. Sogar ihr Stirnband war schweißnaß.

Vor der Burg würde der Weg breiter. Glenda sah Reifenspuren!

Sie stand vor dem Hauptgebäude. Trutzig ragte die Burg in die Höhe. Eine Mauer, die einen Hof umschloß, war nicht vorhanden. Errichtet war das Gebäude aus flachen Bruchsteinen. Es mußte eine Heidenarbeit gekostet haben, so hoch zu bauen.

Die Dächer besaßen die blaßroten Pfannen, die so typisch für südliche Regionen waren. Efeu und andere Gewächse rankten an den

Mauern hoch. Vögel nisteten in den zahlreichen Spalten und Rissen.
Man hörte das Rauschen des Meeres und das Donnern der Wellen gegen die felsige Küste.
Ein breites Eingangsportal bot sich den Blicken der einsamen Wanderin, und als sie nähertrat, entdeckte sie auch einen Klingelknopf und einen altmodischen Klopfer.
Ob man ihre Ankunft beobachtet hatte, wußte Glenda nicht, sie konnte es sich allerdings vorstellen, weil der Weg vor den Bug ziemlich frei war.
Sie schellte.
So forsch sie sich noch nach der Landung gegeben hatte, jetzt bekam sie doch leichtes Herzklopfen. Automatisch dachte sie an die sechs vermißten und wohl toten Mädchen. Sie wollte keinesfalls das siebte sein. Dennoch hatte sie das Gefühl, vor der Höhle des Löwen zu stehen.
Zunächst tat sich nichts.
Kein Öffnen der Tür, nicht einmal Schritte in der Nähe. Es blieb ruhig.
War niemand da?
Glenda versuchte es ein zweitesmal, und jetzt brauchte sie nur noch Sekunden zu warten, als sie das drehende Geräusch eines Schlüssels im Schloß vernahm, bevor die Tür geöffnet wurde.
Wie es sich für einen Schloßeingang gehörte, quietschte sie in den Angeln. Über Glendas Lippen zuckte ein Lächeln. Sie war gespannt, wer sie empfangen würde und zuckte Sekunden später zurück, als sie in das Gesicht mit der dunklen Brille schaute.
Der Mann stand auf der Türschwelle wie ein Felsbrocken. Er hatte einen Arm ausgestreckt, mit dessen Hand er sich an der Türkante abstützte. Ansonsten schaute er Glenda durch die fast schwarzen Gläser der Brille an und schob sein Kinn ruckartig vor.
Glenda kostete es Überwindung zu lächeln und die Worte möglichst freundlich zu sprechen. »Bon giorno«, grüßte sie. »Haben Sie Platz für eine einsame Wanderin?«
Er gab keine Antwort.
Glenda versuchte es noch einmal mit ähnlichen Worten und sah die bezeichnende Gestik des Mannes, wie er mit seinem Zeigefinger auf seinen Mund deutete.
Glenda verstand.
Er konnte nicht sprechen, er war stumm.
»So ist das«, sagte sie. »Tut mir leid, aber ich hätte gern die Marquesa gesprochen.«
Der Brillenträger hob die Schultern.
Glenda schüttelte den Kopf. Obwohl der Kerl ein Mensch war, kam er ihr vor wie eine Mauer. »Die Marquesa«, sagte sie. »Prego, ich habe

eine Nachricht von Jutta bekommen…«

»Jutta Liebig etwa?« erklang plötzlich eine Frauenstimme aus dem Hintergrund, und der Diener schuf bereitwillig Platz, als er die Stimme vernahm.

Marquesa Eleonora Frascetti erschien, und sie war Glenda Perkins vom ersten Sichtkontakt her schon nicht geheuer. Die Frau besaß dunkel gefärbtes Haar, das ihr mageres, mit Rouge und Schminke überdeckte Gesicht, einrahmte. Die schmalen Lippen waren blutrot geschminkt. An den krallenartigen Fingern steckten zahlreiche Ringe, in deren Fassungen kostbare Steine funkelten. Die dunklen Augen in den tiefen Höhlen umrahmten eine leicht gekrümmte Nase. Sie waren fragend auf Glenda gerichtet, deren Blick auch über das lange blaue Kleid der Frau glitt.

»Ja, Signora. Ich meine Jutta Liebig. Sie ist eine gute Freundin von mir und schrieb mir auf einer Karte, wie toll sie von Ihnen, Marquesa aufgenommen worden ist.«

»Sagen Sie nur, mein Kind.«

»Ja, so ist es.«

»Dann kommen Sie doch bitte herein.«

Glenda hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Ich kann nicht einfach…«

Die Frau nickte gnädig. »Doch, mein Kind, Sie können. Ich sehe Ihnen an, daß sie hungrig und durstig sind. Wahrscheinlich sind Sie den Morgen über gewandert und haben noch nichts gegessen.«

»Das stimmt.«

»Dann nichts wie rein mit Ihnen.«

Nach dieser Aufforderung gab Bonzo den Weg frei und öffnete die Tür ganz. Wegen seiner dunklen Brille konnte Glenda nicht erkennen, ob er sie beobachtete oder nicht.

Die Sekretärin aus London betrat die große Halle und schaute sich staunend um. Sie mußte so reagieren, schließlich war sie nur eine simple Tramperin. »Meine Güte«, flüsterte sie. »Welch eine Pracht.«

Die Marquesa antwortete auf englisch. »Ja, diese Burg befindet sich schon sehr lange im Besitz der Familie. Bonzo, schließ die Tür!«

Der Diener drückte sie ins Schloß. Es gab keinen lauten Ton, trotzdem hatte Glenda das Gefühl, als wäre soeben der Eingang einer Gruft hinter ihr zugefallen.

Die Marquesa streckte den Arm aus. »Kommen Sie, mein Kind, ich werde Ihnen ein Zimmer zeigen, wo Sie ihr Gepäck ablegen und sichetwas frisch machen können.«

»Aber das ist doch nicht nötig.«

»Ich bitte Sie. Soviel Zeit muß vor dem Essen sein.«

»Meinetwegen.«

»Bonzo, sage du in der Küche Bescheid.«

Der Diener nickte und ging.
Die Marquesa aber führte Glenda die Treppe hoch und sprach ohne Unterlaß. Sie redete darüber, wie sehr sie sich doch freute, eine Bekannte der Jutta Liebig kennenzulernen.
Glenda glaubte ihr kein Wort!
»Aber Sie kommen nicht aus Germany?« fragte die Marquesa, als sie in einem langen Gang stehengeblieben waren.
»Nein, ich bin aus London. Ich lernte Jutta in Paris kennen. Wir trampten, freundeten uns an…«
Die alte Frau lachte. »Ja, ja«, krächzte sie. »Ich verstehe schon. In euren Adern fließt das gleiche Abenteuerblut.«
»So ist es.«
Sie schritten durch das Schloß. Glenda bestaunte die Bilder der Ahnen, stellte hin und wieder Fragen, auf die sie stets konkrete Antworten bekam. Allmählich zeigte sich, daß die Frascetti es in der Vergangenheit geschafft hatten, durch Gewalt, Mord und Terror zu Reichtum zu gelangen.
»Und Ihr Zimmer befindet sich dort«, erklärte die Marquesa, bevor sielächelnd auf eine Tür deutete, die sich in keiner Weise von den anderen unterschied.
Noch zögerte, Glenda. »Soll ich wirklich?«
»Natürlich, mein Kind. Machen Sie sich frisch, ruhen Sie sich aus und berichten Sie mir beim Essen über Jutta.«
»Ja, das werde ich.«
Glenda betrat den Raum, der drei hohe, schmale Fenster besaß und von der Einrichtung her manchen Kunstliebhaber in helles Entzücken versetzt hätte. Allein die große Kommode mit der wertvollen Intarsienarbeit war unter Brüdern nicht unter fünftausend Pfund zu bekommen.
Den Rucksack legte Glenda ab. Bevor sie ihn öffnete, ging sie zur Tür, zog sie noch einmal blitzschnell auf und schaute auf einen leeren Gang. Es hatte also niemand an der Tür gelauscht.
Einigermaßen beruhigt nahm sie auf dem Boden Platz, kippte den Rucksack und löste die Verschnürung. Unter der Wäsche und dem Notproviant – bestehend aus Keksen und Vollkornbrot – fand sie das flache Sprechfunkgerät, das in jede Hemdtasche paßte.
Glenda zog die dünne Antenne hervor und schaltete auf Empfang. John meldete sich sofort mit dem vereinbarten Codewort.
»Ich bin im Schloß, John.«
»Alles in Ordnung?«
Sie zögerte etwas. »Bis jetzt ja. Und bei dir?«
»Auch klar.«
»Mir ist es nicht geheuer, John. Diese alte Tücke hat noch einen stummen Diener. Vor dem müßte ich mich vorsehen. Er trägt stets

eine dunkle Brille, daran wirst du ihn erkennen, falls dich dein Weg mal in diese Regionen führt.«

»Bestimmt.«

»Ich muß Schluß machen. Wir hören später voneinander. Die Marquesa hat mich nämlich zum Essen eingeladen, weil ich angeblich so hungrig aussehe.«

»Ja, das hat die Hexe zu Hansel und Gretel auch gesagt.«

»Ja, wie eine Hexe sieht die Alte fast aus. Okay, John, ich melde mich wieder, aber wie es so aussieht, wird mich dieses Weib wohl nicht so ohne weiteres ziehen lassen.«

»Wenn es Ärger gibt, kommen wir.«

»Danke. Bis bald.«

Glenda schaltete das Gerät aus, schob die Antenne zusammen und packte alles wieder ein. Dann erhob sie sich. Eine zweite Tür führte geradewegs in ein Bad, das prachtvoll ausstaffiert war. Luxus, wohin man schaute. Es fehlte nur noch, daß der Klodeckel vergoldet gewesen wäre.

Glenda hatte sich entschlossen, das Spiel mitzumachen. Sie zog sich aus, stellte sich unter die Dusche und war in wenigen Minuten fertig. Dann zog sie sich um.

Dabei entschied sie sich für einen grünen Pullover und weiße Jeans. Inzwischen war eine halbe Stunde seit ihrer Ankunft vergangen. Sie hoffte, daß diese Zeitspanne akzeptiert wurde.

Bevor sie den Raum verließ, fuhr sie sich noch einmal mit ihren Fingern durch das Haar. Diesmal erschrak Glenda, als sie die Tür öffnete, denn nicht weit entfernt stand Bonzo. Auch jetzt hatte er seine Brille nicht abgenommen. Er nickte Glenda zu und deutete auf die Treppe. Es sollte wohl eine Einladung sein.

Zum Glück war das Licht zu schwach, um die Röte im Gesicht der jungen Frau sehen zu können. Der Schreck war Glenda in die Glieder gefahren, als sie Bonzo so plötzlich gesehen hatte, und sie fragte sich, ob er etwas von dem Gespräch mitbekommen hatte. Wenigstens hatte er nicht in diese Richtung hin reagiert, das war schließlich auch etwas wert.

Sie schritt über die Treppe und hatte die Hälfte kaum hinter sich gelassen, als sie die Marquesa entdeckte. Am Ende der Stufenreihe hielt sie sich auf und schaute Glenda lächelnd entgegen. »Wie freue ich mich, wieder einen Gast begrüßen zu dürfen.«

»Aber es sind doch Umstände, die ich Innen…«

»Nein, mein Kind, auf keinen Fall.« Die Adelige breitete die Arme aus, um Glenda in Empfang zu nehmen. Mit ihren dünnen Armen umfaßte sie den wohlproportionierten Körper und drückte ihn an sich. »Wie schön und gut gewachsen du doch bist. Ein frisches, junges Mädchen, wie ich es einmal gewesen war.«

Glenda schaute über die rechte Schulter der Frau hinweg und verdrehte die Augen. Dieses Gerede ging ihr auf den Nerv, aber sie konnte auch nicht groß dagegensprechen, da sie ihre Gastgeberin nichtbeleidigen wollte.

Endlich ließ die Frascetti sie los. »So, meine schöne junge Frau. Nun gehen wir zu Tisch. Im Kaminzimmer hat das Mädchen gedeckt.«

Sie schritten unter einem bogenartigen Türsturz her und erreichten das Zimmer, in dessen Kamin ein Feuer flackerte. Zwei Mädchen in schwarzen Kleidern und gestärkten, weißen Schürzen verbeugten sich, als beide eintraten.

An einem ziemlich langen Tisch nahmen sie jeweils an den Enden Platz, und die Mädchen begannen damit, das Essen aufzutragen.

Zwischen Glenda und der Adeligen stand ein dreiarmiger Leuchter mit brennenden Kerzen. Auch ein Blumengesteck diente als Dekoration, und die Marquesa entschuldigte sich dafür, daß das Mahl nicht so opulent ausgefallen war wegen der Kürze der Zeit.

»Aber ich bitte Sie«, sagte Glenda. »Was ich hier esse, bin ich nicht gewohnt. Wenn man trampt und studiert, ist man mit einem Hamburger oft mehr als zufrieden.«

»Dann wird es Ihnen hoffentlich munden.«

Das tat es tatsächlich.

Das Menü begann mit einer leichten Gemüsesuppe, in der dünne Möhrenfäden schwammen. Die Suppe schmeckte ausgezeichnet.

Anschließend servierten die Mädchen in Parmaschinken eingepackte, bereits entschalte Melonenschiffchen. Zusammen mit dem weichen Schinken zergingen sie auf der Zunge.

Als Hauptgericht gab es flache Kalbsfilets mit einer dünnen, kaum angebratenen Haut aus Eigelb. Dazu einen leichten, dennoch herzhaften Sommersalat.

Natürlich durfte auch das Dessert nicht fehlen. Die Erdbeeren schmeckten ebenso gut wie das Eis.

Über Belanglosigkeiten unterhielt man sich. Das Wetter war ebenso Gesprächsthema wie die schlechte Wirtschaftslage mancher Länder. Glenda konnte feststellen, daß die alte Marquesa zu den gebildeten Frauen zählte.

Das Thema Jutta Liebig wurde mit keinem Wort gestreift. Einmal überraschte die Adelige Glenda doch mit einer Frage: »An was glauben Sie eigentlich?«

»Ich? Wieso?«

»Ich meine, glauben Sie an einen Gott?«

»Natürlich. Sie nicht?« Glenda lächelte naiv.

»Nein!«

»Das bleibt wohl jedem selbst überlassen, an was man glaubt. Meine ich wenigstens.«

»Stimmt, nur muß man an etwas glauben. Und wenn es der Teufel ist.« Jetzt kam die Frau allmählich zum Thema.

Glenda lächelte ein wenig überheblich. »Den gibt es doch nicht – oder?«

Die Marquesa nahm ein blütenweißes Tuch und tupfte ihre schmalen Lippen ab. Zwei rote, dünne Streifen blieben zurück. Sie zerknüllte die Stoffserviette und behielt sie in der Hand. »Es ist vielleicht das Recht der Jugend, daran nicht zu glauben. Wird man jedoch älter, sieht die Sache anders aus.«

»Vielleicht«, räumte Glenda ein. »Ich kenne keinen, der so intensiv an den Teufel glaubt. Auch Jutta König hat es nicht getan.«

»Ach ja, Jutta. Wegen Ihr bist du ja gekommen, Kind.« Die Adelige war zum vertrauten Du übergegangen.

Glenda nickte heftig. »Ich habe eigentlich damit gerechnet, sie hier irgendwo zu treffen.«

»Bei mir im Schloß?«

»Darf ich ehrlich sein?«

»Sicher.«

»Ja. Jutta schrieb mir einen so fantastischen und begeisterten Brief, daß ich damit rechnete.«

»War es nicht eine Karte?«

»Natürlich, das ist ja egal. Sie schrieb jedenfalls begeistert von diesem Flecken Erde.«

»Was denn genau?«

Glenda griff zum Weinglas. »Nun, wie toll es hier wäre. Die Gegend, die Menschen, Ihre Gastfreundschaft, Marquesa, das hat mich beeindruckt, obwohl es nur wenige Worte gewesen sind.«

Die Frau nickte. Dabei bewegten sich die Adern an ihrem Hals wie Stränge. »Leider ist Jutta weg«, murmelte sie. »Ich mochte sie ebenfalls. Sie war so erfrischend natürlich, fiel etwas aus dem Rahmen. Ich weiß nicht einmal genau, wann sie gegangen ist. Wenn man so lebt wie ich, merkt man sich keine Zeit. Man spürt den Wechsel der Jahreszeiten, aber sonst ist es einem egal. Ich fahre hin und wieder in das Dorf, schaue mich um, sehe die Männer und Frauen, die ich als Kinder gekannt habe und die nun schon selbst Kinder haben und werde wieder daran erinnert, wie vergänglich alles ist. Aber das darf nicht sein.«

»Wie meinen Sie das, Marquesa?«

»Darüber jetzt zu diskutieren, würde Stunden in Anspruch nehmen. Man muß zudem hellwach sein. Es ist am besten, wenn du dich ein wenig hinlegst. Anschließend können wir reden…«

»Ich muß doch weiter…«

»Nein.« Die Adelige lächelte bei ihrer Antwort, obwohl sie sehr entschieden gesprochen hatte.

Glenda gab nach. »Da kann man wohl nichts daran ändern«, sagte sie. »Eine Bitte hätte ich trotzdem.«

»Sprechen Sie sich aus.«

»Können Sie mir sagen, wohin sich Jutta gewandt hat. Ich kann mir vorstellen, daß sie über ihre Pläne mit Ihnen geredet hat, da sie schon länger geblieben ist.«

»Nein, sie wollte nur weiter. Richtung Süden. Neapel, vielleicht Sizilien und dort übersetzen nach Afrika. Marokko, Tunesien – die beiden Länder liegen nicht weit entfernt…«

»Ich weiß. Tramper sind auf der ganzen Welt zu Hause. Mich würde es auch reizen, Indien zu bereisen. Vielleicht schaffe ich es auch einmal.«

»Ich würde es dir wünschen, mein Kind.« Die Stimme der Marquesa hatte honigsüß geklungen. Glenda konnte nicht anders, aber sie mußte sich schütteln.

Dieses alte Weib war ihr von Minute zu Minute immer unsympathischer geworden. Und über Nacht sollte sie in der Burg festgehalten werden. Glenda glaubte, den Grund zu kennen.

Man wollte sie verschwinden lassen. Auch entfernte Zeugen konnteeine Frau wie die Marquesa nicht brauchen.

»Zum Dinner erwarte ich dich um zwanzig Uhr«, rief die Marquesa Glenda nach, als sie sich bereits auf der Treppe befand und schnell die Stufen hochlief.

»Danke, Marquesa.«

Am liebsten hätte Glenda dieses Weib mit dem Rücken angeschaut, aber sie mußte mitspielen. Nun ja, John Sinclair und Kommissar Mallmann würden sich freuen, wenn sie erfuhren, daß Glenda die Nacht über bleiben sollte.

Obwohl die Eingänge zu den Räumen alle gleich aussahen, fand sie ihr Zimmer sofort wieder. Sie schloß die Tür hinter sich zu und nahm auf dem Bett Platz.

Dort atmete sie auf. Es tat gut, dem Dunstkreis der Marquesa entgangen zu sein.

Trotz der drei Fenster war es ziemlich düster. Darüber wunderte sie sich, war aber zu sehr mit ihren eigenen Gedanken und Überlegungen beschäftigt, um darüber weiter nachzudenken, schaute im Bad nach, fand es leer, kam wieder zurück, und ihr Blick fiel direkt auf eines der Fenster.

Sie blieb stehen und schüttelte den Kopf. Erst jetzt wurde sie wieder an die Vorgänge erinnert. Da sie sie nicht zugezogen hatte, mußte es ein anderer gewesen sein. Und derjenige war in ihrem Zimmer, während sie mit der Marquesa gegessen hatte.

Glenda konnte die Gänsehaut auf ihrem Rücken nicht verhindern.

Automatisch dachte sie an den stummen Diener Bonzo. Dem traute

sie alles zu, und ihre Gänsehaut verdichtete sich, als sie an das von ihr benutzte Sprechfunkgerät dachte. Wenn sich jemand in dem Zimmer befunden und es durchsucht hatte, lag es auch im Bereich des Möglichen, daß er das Sprechfunkgerät…

Sie dachte nicht mehr weiter, sondern ließ sich neben ihren Rucksack auf die Knie fallen. Mit zitternden Händen versuchte sie, die Verschnürung zu lösen. Was beim erstenmal so gut geklappt hatte, nahm jetzt längere Zeit in Anspruch. Schließlich hatte sie den Rucksack offen, klappte ihn auf, griff hinein, schleuderte die Kleidungsstücke heraus und suchte das Sprechfunkgerät.

Es war nicht mehr da!

Glenda schüttelte den Kopf. Sie wollte es noch nicht glauben, suchte weiter, faßte tiefer hinein und wünschte sich, das flache Gerät schnell zwischen die Finger zu bekommen.

Der Wunsch erfüllte sich nicht. Dafür vernahm sie ein leises Pfeifen. Zu identifizieren war es aber nicht.

Diesen Pfiff mußte ein Mensch ausgestoßen haben.

Glenda schaute hoch. Ihr Blick fiel dorthin, wo es mehr Schatten als Licht gab, und aus dieser Düsternis löste sich eine unheimliche Gestalt: Bonzo.

Groß, düster, Sonnenbrille.

Er allein hätte Glenda nicht aus der Fassung gebracht, doch er hielt einen flachen Gegenstand hoch. Glenda kannte das kleine Wunderwerk der Technik.

Es war ihr Sprechfunkgerät.

Und Bonzo zerquetschte es langsam in seiner rechten Pranke…

***

Ich saß auf der Kaimauer, hatte das Gerät wieder eingesteckt und war froh, ein Lebenszeichen von Glenda Perkins erhalten zu haben.

Eigentlich hätte ich mich wie im Urlaub fühlen können. Hinter mir lagen die Schiffe im kleinen Hafen. Die langen Masten schaukelten, die Takelage bewegte sich knarrend im lauen Sommerwind, und die Wellen schlugen mit den typischen, klatschenden Geräuschen gegen die Kaimauer.

Vor mir lag die Plaza, dahinter die Häuserfronten, wo die Schaufenstereiniger kleiner Geschäfte und Restaurants im Sonnenlicht glänzten. Es herrschte nicht viel Betrieb. Der Platz war zwar nicht leer, doch die meisten der auf dem rötlichen Gestein stehenden Bänken waren unbesetzt. Wenn Fischer an Land waren, hockten sie oft auf der Kaimauer zusammen, redeten und schauten in die Sonne.

Hin und wieder wurde mir ein knapper Blick zugeworfen. Wahrscheinlich wunderten sich die Leute über mich. Fremde verirrten sich wohl selten nach Muracca, wo doch das berühmte Neapel nicht

weit entfernt lag; Ein Mann schlenderte über die Plaza. Er trug eine helle Hose, ein dunkles Hemd und hatte den Pullover um die Hüften gebunden, damit sein Halfter mit der darin steckenden Dienstwaffe nicht zu sehen war.

Es war Kommissar Mallmann, der auf mich zukam und den Mund zu einem Grinsen verzog, als er sich neben mich setzte. »Na, Erfolg gehabt?«

»Ja. Glenda ist im Schloß.«

Will nickte begeistert. »Das hat besser geklappt, als ich gedacht hatte.«

»Sicher. Fast zu gut.«

Der Kommissar strich über seine Römernase, holte einen zusammengefalteten Hut hervor, schlug ihn auseinander und setzte sich die Leinenbedeckung auf den Kopf, wo nur noch wenige Haare ein trauriges Dasein fristeten. »Mißtrauisch, John?«

»Eine gesunde Skepsis.«

»Wenn sie nun mal den Tick hat?« Will hob die Schultern und reichte mir ein Bonbon rüber. Er hatte die Tüte in einem der kleinen Kramläden geholt.

Ich nahm ein Pfefferminz und ließ es im Mund verschwinden. »Es ging mir ein wenig zu schnell.«

»Die Marquesa ist eine Frau rascher Entschlüsse.«

»Auch wenn sie killt.«

»Zum Beispiel«, gab mir Will recht.

Ich wechselte das Thema. »Du wolltest die Leute doch nach dem Monstrum fragen.«

»Klar sicher, das habe ich auch versucht und sogar eine Antwort bekommen.«

»Und?«

»Sie zeigten sich ziemlich erschrocken. Mir schien es, als hätten sie Angst vor der eigenen Courage, wenn du verstehst.«

»Aber sie sprechen davon.«

Will nickte. »Ein Junge, nicht älter als Fünfzehn, gab mir dann eine Antwort. Ich bekam sogar den Namen dieses Ungeheuers mit. Es wird Skylla genannt.«

Ich wiederholte den Namen. »Skylla? Verdammt, davon habe ich mal etwas gelesen, weiß aber im Augenblick nicht, wo ich den Begriff hinstecken soll.«

»Wahrscheinlich mußt du eine Galerie der Monster durchgehen«, schlug der Deutsche vor.

»Dazu fehlen mir die Zeit und die Lust.« Ich stand auf, reckte mich und genoß die warmen Sonnenstrahlen, die mein Gesicht trafen. Wenn ich an das Londoner Wetter dachte und es mit dem hier verglich, konnte ich eigentlich froh sein, hier an der Küste zu leben. Im

Gegensatz zu Mallmann hatte ich meine helle Leinenjacke nicht abgelegt. Sie, das dunkle Hemd und die weißen Jeans bildeten meine Kleidung.

Mallmann schaute auf die Uhr. »Ich glaube, wir können langsam losziehen.«

»Habe nichts dagegen.«

Unser Ziel war der Bootsverleih. Wir hatten schon mit dem Besitzer gesprochen, aber in der Mittagspause wollte er nicht gestört werden und war bereit, uns am Nachmittag zu empfangen. Da sollte auch dann ein für uns gecheckte Boot bereitliegen.

Den Verleiher fanden wir in seiner Holzbude nicht vor. Dafür einen anderen Mann. Er schlief neben der Bude auf einer Luftmatratze und wachte prompt auf, als unser Schatten auf ihn fiel.

Aus der Rückenlage schaute er zu uns hoch. »Wer seid ihr denn?«

»Wir wollten eigentlich unser Boot abholen«, erwiderte Will.

Er sprang auf. »Ach, ihr seid die beiden. Mein Vater hat mir von euch erzählt. Kommt mit, es ist alles klar.« Er wischte sich den Schlaf aus den Augen und tänzelte vor uns her auf einen Steg zu, der weit ins Wasser ragte.

Wir mußten bis zum Ende des Stegs durch, wo der kleine Flitzer lag. Es war ein flaches Boot, nicht gerade seetüchtig, aber für die Küstengewässer durchaus geeignet.

Auf den ersten Blick machte es einen guten Eindruck, und der junge Mann wollte anfangen, uns die technischen Details zu erklären. Gemeinsam winkten der Kommissar und ich ab. »Lassen Sie mal«, sagte ich. »Uns interessiert nur, ob der Kahn in Ordnung ist.«

»Und wie.«

»Was ist mit den Taucherausrüstungen?«

Der Mann sprang in den Kahn, lief zum Heck und schob eine Plane zur Seite. »Da liegt alles.«

Wir waren zufrieden. »Ist der Pott aufgetankt?« erkundigte ich mich.

»Klar.« Der schwarzhaarige Bursche mit dem gestreiften Hemd kletterte wieder auf den Steg. »Wenn ich mal fragen darf, Signores, was wollen Sie eigentlich hier auf der See? Angeln oder tauchen? Da kenne ich bessere Stellen.«

»Wir suchen etwas anderes«, erklärte ich.

In seinen Augen blitzte es interessiert. »Was denn?«

»Ein Ungeheuer.«

Er wollte lachen, das schaffte er nicht. Nur ein Grinsen wurde daraus. »Ein Ungeheuer?«

»Skylla!« präzisierte ich.

Da wurde er bleich und auch unruhig. Er schien mehr zu wissen, aber er wollte nichts sagen, denn er versuchte den Steg zu verlassen.

Bevor er sich an uns vorbeidrücken konnte, hatte ihn Will an der

Schulter zurückgehalten. »Du scheinst informiert zu sein, mein Junge. Was ist mit dieser Skylla?«

»Nichts, nichts.« Er schüttelte sich. Wills Griff wurde fester.

»Lassen Sie mich los!«

»Nein, erst wenn du geredet hast.«

Ich wußte, wie man Leute überzeugen konnte. Als er den englischen Geldschein zwischen meinen Fingern knistern hörte, bekamen seine Augen einen anderen Glanz.

»Nun?« fragte ich.

»Was wollt ihr wissen?«

»Alles.«

»Erst den Schein.«

Ich zeigte Vertrauen und gab ihn aus der Hand. Der junge Mann ließ ihn verschwinden, bevor er sich auf das Gestänge der Bootsreling setzte. Dann begann er zu erzählen, breit und ausführlich, deshalb möchte ich seine Aussage konzentriert wiedergeben.

Bei dem Monstrum Skylla handelte es demnach sich um eine Mischung aus Schlange und Krake. Eigentlich stammte es aus der griechischen Sage, aber gelebt hatte es angeblich an Italiens Küsten.

Skylla war die Schlange mit den Menschenköpfen…

»Und weshalb hast du so eine Angst gehabt, als wir danach fragten?«

»Weil es wieder aufgetaucht ist.«

»Wann?«

»Ich habe es nicht gesehen, aber die Fischer haben ihre Arbeit eingestellt. Ihre Boote liegen fast alle im Hafen. Ungenutzt!«

»Da hast du recht.«

»Fahrt nicht hinaus!« warnte er uns.

»Kennst du die Marquesa?« fragte Will.

Der junge Mann hob den rechten Arm und bekreuzigte sich hastig. »Um Himmels willen…«

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist eine alte schrullige Frau. Irgendwie habe ich Angst vor ihr. Sie stößt viele Leute ab, genau wie Bonzo, ihr Diener. Ich glaube, die beiden dienen dem Teufel.«

»Wer sagt das?«

»Meine Mutter. Sie hat mal gehört, daß die Marquesa die ewige Schönheit erhalten will. Sie liebt junge Mädchen. Meiner Schwester hat sie mal ein teures Parfüm und Badesalz mitgebracht und ihr gesagt, daß sie ihre Schönheit pflegen solle.«

»Aber sie hat nichts mit dem Monster zu tun?« wollte ich wissen.

»Weiß ich nicht.«

»Hast du die Mädchen gekannt?« fragte Will.

Jetzt wurde der Bursche mißtrauisch. »Wer seid ihr? Policia oder Geheimdienst?«

»Das erste ja, aber nicht aus Italien. Mein Freund kommt aus England, ich aus Deutschland.«

»Ah so.« Er war beruhigt. Mit der italienischen Polizei schien er keine guten Erfahrungen gemacht zu haben. Vielleicht schmuggelte er auch Zigaretten, wie die meisten Fischer in der Bucht. Ich hatte mal eine Schmugglerbande kennengelernt und auch ihre Anführerin, die mich später im Kampf gegen den Unhold unterstützt hatte.[1]

»Was wollt ihr hier? Das Ungeheuer?«

Wenn er so sprach, war er davon überzeugt, daß es auch existierte. Ich aber hatte eine andere Idee. Von den Mädchen hatten wir nicht gesprochen. »Du bist ein junger Bursche, stehst in Saft und Kraft. Wir suchen sechs verschwundene Mädchen. Hast du eventuell einige von ihnen gekannt?«

»Nein.«

»Auch nicht gesehen?« fragte Will.

»Das schon.«

»Und keine angemacht?«

Er schüttelte den Kopf. Als wir es nicht glauben wollten, rückte er mit der Wahrheit heraus. »Ich wollte es, doch am Abend war keine von ihnen mehr zu finden.«

»Wo hielten sie sich auf?«

»Man munkelt, daß die Marquesa sie zu sich in das Schloß genommen hat. Genau weiß ich das nicht.« Er hob die Schultern. »Es ist jedenfalls sehr schlimm mit diesem Ungeheuer. Man sagt ja, daß es sechs Köpfe haben soll.«

Frauenköpfe, fügte ich in Gedanken hinzu und fragte: »Gibt es jemand aus dem Ort, der Skylla gesehen hat?«

»Kann sein.«

»Du hast nicht darüber gesprochen?«

»Da waren zwei Fremde, die haben es angeblich fotografiert. Mehr weiß ich auch nicht. Ein Bild konnte ich nicht sehen. Sie haben es jedenfalls nicht gezeigt.«

Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Okay, amico, das war's dann wohl. Wir starten.«

Er löste sich von der Reling. »Und passen Sie auf! Es ist gefährlich auf der See. Auch wenn Sie tauchen. Da gibt es Klippen und Strudel. Besonders nahe der Burg.«

»Das wissen wir. Danke trotzdem für die Warnung.«

Ich sprang ins Boot. Will stand schon am Ruder. Ein Ruderhaus existierte nicht. Um uns gegen die Sonne zu schützen, konnten wir eine Plane hochdrücken.

Wir ließen es bleiben. Das Boot war in Ordnung. Der Motor meldete sich sofort, als er den Zündschlüssel roch. Mit halber Kraft verließen wir den Hafen.

Der junge Mann stand auf dem Steg, schaute uns nach und auf das weiße Schaumdreieck, das hinter dem Heck entstand und allmählich zerlief.

Will und ich stießen in den Golf. Die Sonne stand hoch, sie brannte auf die Erde nieder. Wir waren gezwungen, die dunklen Brillen aufzusetzen, um von den auf der Wasserfläche liegenden Reflexen nicht geblendet zu werden.

Früher war es mir oft übel geworden, wenn ich über die tanzenden Wellen oder eine schwingende Dünung glitt. Im Laufe der Zeit hatte ich mich an das Bootfahren gewöhnt, es machte mir nichts mehr aus, ich fühlte mich auf den Planken sicher.

Mir fiel nur auf, daß wenig Betrieb herrschte. Normalerweise sind gerade in Küstennähe zahlreiche Boote unterwegs. Hier nicht. Das Meer wirkte leer, und nur zum Süden hin, wo Neapel unter einer Dunsthaube lag, sahen wir hin und wieder den leuchtenden Fleck eines bunten Segels. Das Wasser schimmerte grüngrau. Eine lange Dünung spielte mit dem Boot, hob es hoch auf die Wellenkämme und drückte es auch wieder in die Täler hinein.

Erst weit draußen im Golf änderte Will den Kurs. Er fuhr in Richtung Süden und parallel zur Küste. Direkt hinter dem Ort hörte der flache Strand auf. Graue Felsen bildeten eine hohe, schier unüberwindliche Wand. Das Schloß der Marquesa war nicht zu übersehen.

Seinviereckiger Turm überragte auch die höchste Stelle der Felsmauer, und die Trutzburg selbst paßte sich nahtlos der Umgebung an.

Wir hatten auch Ferngläser mitgenommen, und Will schaltete den Motor aus, als wir uns ungefähr in einer Höhe mit dem Schloß der Marquesa befanden.

»Einverstanden?« fragte der Kommissar.

»Klar.« Ich hatte die beiden Feldstecher gegriffen und reichte Mallmann einen.

Wenn jemand am Fenster stand und zur See hin blickte, würde er uns sicherlich entdecken. Das Risiko mußten wir eingehen. Ich drehte an der Scharfeinstellung und holte das Schloß näher heran.

Die Mauern, die kleinen Erker, die Ecken, Winkel und eine Terrasse sah ich. Wie gemalt lag alles vor meinem Blick. Nur einen Menschen sah ich nicht. Weder von der Marquesa noch von Glenda Perkins war etwas zu sehen. Dabei hätten sie auch außerhalb der Mauern genügend Schatten gehabt, um nicht in der prallen Sonne zu sitzen.

Ich ließ meine Arme sinken. Will schaute noch ein paar Sekunden länger hin, bevor er den Kopf schüttelte und gleichzeitig die Schultern hob. »Sorry, John, aber entdeckt habe ich nichts.«

»Ich auch nicht.«

»Und jetzt?«

»Da von der Burg keinerlei Signale gekommen sind, nehmen wir den zweiten Teil des Planes in Angriff.«

»Was bedeutet das? Tauchen?« fragte er.

Ich war schon dabei, meine Kleidung abzustreifen. Die Neoprenanzüge lagen bereit, auch die Preßluftflaschen, und es dauerte nicht lange, da sah ich verändert aus. Den Druck hatte ich geprüft, er war optimal.

Will nickte mir zu. »Wie machen wir es? Wenn du etwas siehst…«

»Komme ich hoch.«

»Okay. Ich behalte die Burg im Auge.«

»Ja, tu das.« Ich grinste ihn noch einmal an, bevor ich die Brille vor meine Augen schob und mir das Mundstück zwischen die Zähne klemmte. Das erste Durchatmen klappte gut. Rücklings ließ ich mich über die Reling rollen und verschwand im warmen Wasser des Golfs.

Dicht unter dem Kiel des Bootes drehte ich mich herum, um schräg in die schweigende Welt unter Wasser vorzustoßen.

Ich tauche gern. Nur hatte es sich in der Vergangenheit herausgestellt, daß dies nicht immer gefahrlos gewesen war. Man hatte mich oft genug angegriffen. Beim letztenmal waren es Skelette gewesen, die denzweiten Würfel bewachten.[2]

Wer würde sich jetzt an mich heranmachen? Skylla, die Menschenschlange? Noch hatten weder Will noch ich etwas von ihr gesehen, doch beide gingen wir davon aus, daß sie existierte.

Der Sohn des Bootsverleihers hatte uns vor küstennahen Strömungen und Strudel gewarnt. Daß diese Warnung berechtigt gewesen war, merkte ich bald, denn die Unterwasserströmung packte mich urplötzlich und wollte mich zur Seite drücken. Ich tauchte tiefer, um auszuweichen, und geriet in einen Fischschwarm. Gleich darauf entdeckte ich die ersten, großen Schatten.

Es waren Felsen, die an manchen Stellen über die Wasseroberfläche hinausragten, und für die Boote zu gefährlichen Fallen werden konnten. Die scharfen Felskanten schnitten in die Bootskörper wie in Butter.

Die Felsen bildeten unberechenbare Hindernisse, fast schon kleine Gebirge, die im Laufe der Jahre auseinandergerissen worden waren.

Ich entdeckte zahlreiche Spalten oder kleine Schluchten, in die sich Fische zurückgezogen hatten. Mit ihren Glotzaugen stierten sie mich an.

Ich glitt vorbei.

Ruhig und tief atmete ich durch. Manchmal schaute ich auch den in die Höhe steigenden Luftperlen nach und sah zu, wie sie allmählich zerplatzten. Den genauen Ort, wo der Engländer das Ungeheuer gesehen und fotografiert hatte, kannte ich nicht. Es mußte meiner Ansicht nach hier irgendwo gewesen sein.

Die Felsen wurden flacher. Ich hatte meinen Kurs etwas verändert und schwamm über sie hinweg. Jetzt bewegte ich mich auf direktem Weg der Küste zu.

Nach wie vor passierte nichts. Mich umgab eine grünliche Fläche, ein Meer des Schweigens, das eine besondere Faszination auf mich ausübte. Ich hatte mich von unserem Boot ziemlich weit entfernt und geriet bereits in flachere Gewässer.

Hinter mir sah ich den Grund.

Sandig war er, auch mit Steinen bedeckt. Wie hätte es auch anders sein können, ich entdeckte abgekippten Müll. Auch hier zeigte die Umweltverschmutzung ihre Spuren.

Über sie glitt ich hinweg. Der Kotflügel eines Autos stach wie eine gekrümmte Hand in die Höhe.

Wenn ich weiterschwamm, würde ich irgendwann die Küste erreichen. Das wollte ich nicht. Sollte Skylla tatsächlich existieren, hielt sie sich bestimmt nicht in Strandnähe auf.

Also wechselte ich meinen Kurs und schwamm wieder auf die Unterwasserfelsen zu. Diesmal erreichte ich sie von der anderen Seite. Regelrechte Höhlen hatten sich in Jahrtausenden gebildet. Ihr Anblick war unheimlich. Sie erinnerten mich an träge blickende Augen. Ungefährlich war es sicherlich nicht, in die Höhlen hineinzutauchen. Zudem eigneten sie sich hervorragend als Versteck für ein Monstrum wie Skylla.

Ich glitt näher an die größte Öffnung heran. An das Vorbeihuschen der Fische hatte ich mich gewöhnt. Für einen kurzen Moment dachte ich daran, daß ich eigentlich keine Waffe bei mir trug. Das Kreuz einmal ausgenommen. Damit würde ich gegen ein Unterwasser-Ungeheuer kaum etwas anfangen können.

Je mehr ich mich dem Eingang der großen Felshöhe näherte, um so größer wurde er. An seinen Rändern zeigte er scharfkantige Zacken, als hätte dort jemand etwas von dem manchmal brüchigen Gestein weggeschlagen.

Plötzlich sah ich die Bewegung.

Ob sie nun im Hintergrund der Höhle stattgefunden hatte oder direkt an der Öffnung, war nicht genau zu erkennen, jedenfalls war die Bewegung vorhanden, und ich stoppte sofort- meine Schwimmbewegungen.

Hatte ich mich getäuscht?

Nein, die Bewegung wiederholte sich. Diesmal sogar nahe des Eingangs. Etwas peitschte durch das Wasser, bevor es sich aus der Öffnung schob, von einer leichten Strömung gepackt wurde, so daß ich fahle Haare erkennen konnte, die plötzlich hochstanden.

Die Haare gehörten zu einem Frauengesicht, das auf der Spitze eines Kraken- oder Schlangenarms saß…

***

Glenda Perkins vernahm die knackenden und brechenden Geräusche der Kunststoffumhüllung. Sie sah auch das Zeug zu Boden fallen und hatte ihren ersten heißen Schreck überwunden, weil sich Bonzo Zeit ließ. Sie versuchte inzwischen ihren rasenden Herzschlag unter Kontrolle zu bekommen und sich nichts von ihrer Furcht anmerken zu lassen.

Noch saß sie in der Hocke. Deshalb kam ihr der andere auch so gewaltig vor. Jetzt stemmte sie sich langsam hoch, schüttelte den Kopf und deutete auf die rechte Hand des Mannes, deren Finger soeben die letzten Reste des Sprechgeräts zerbrachen.

»Was machen Sie da, verdammt?«

Bonzo gab eine Antwort auf seine Weise. Er öffnete die Faust und seinen Mund. Aus der Hand rieselten noch einige Teile, und aus dem Mund drang der dunkelhaarigen Glenda ein Laut entgegen, der sie an ein Gurgeln oder Glucksen erinnerte.

Mehr konnte Bonzo nicht sagen.

Aber er wußte genau, was er zu tun hatte. Der seitliche Schritt in Richtung Tür sprach Bände.

»Was soll das?« fragte sie. »Verdammt, weshalb haben Sie mein Sprechfunkgerät zerstört?« Glenda hatte beschlossen, es mit Forschheit zu versuchen. Sie streckte ihren Arm aus. »Verlassen Sie sofort den Raum, sonst werde ich der Marquesa Bescheid geben!«

Bonzo reagierte nicht, und Glenda war es leid. Sie lief zur Tür, wollte Bonzo auf die Probe stellen und bereute es im nächsten Augenblick, denn der Stumme war schneller als sie.

Und er nahm keine Rücksicht.

Seine breiten Hände, vor denen sie sich so fürchtete, schlugen zu und trafen ihre beiden Schultern. Glenda hatte das Gefühl, von Stahlfingern umklammert zu werden, so hart hatte der andere zugegriffen. Er wirbelte sie herum und schleuderte sie gegen die Wand.

Mit dem Rücken krachte Glenda gegen die Wand, dicht neben der Tür zum Bad. Über ihrem Kopf wackelte ein altes Ölbild, es blieb aber hängen.

Bonzo kam auf sie zu.

Er ging wuchtig, und nichts konnte ihn aufhalten. Mit einem heftigen Fußtritt räumte er den Kleidersack aus dem Weg. Er flog fast bis auf das Bett, so hart war er getreten worden.

Glenda wünschte sich, eine Waffe zu haben. Nur so hätte sie den anderen aufhalten können, aber sie wollte auch nicht aufgeben und es mit den Fäusten versuchen.

Vielleicht rechnete Bonzo nicht mit einem Angriff ihrerseits. Als Glenda startete, schlug sie schon zu. Von zwei verschiedenen Seiten

wollte sie den Mann mit der Sonnenbrille treffen. Sie zielte auf seinen Hals und wurde schon im Ansatz abgeblockt. Blitzschnell faßte Bonzo nach, drehte Glendas Arm auf den Rücken, umklammerte mit seiner anderen Hand ihre Hüfte und stemmte sie hoch.

Er schleuderte sie fort.

Glenda hatte Glück im Unglück, daß sie auf das Bett fiel, einsackte, hochgewirbelt wurde, sich überrollte und auf der anderen Seite zu Boden kippte.

Sie wollte aufstehen und mußte feststellen, wie schnell der Stumme doch war. Kaum hatte sie sich auf der Bettkante abgestützt, als Bonzo wie ein Gebirge vor ihr stand und auf sie niederblickte.

Keine Chance!

Glenda hob die Schultern. Eine resignierende Geste, und sie war nicht gespielt. Der Stumme ließ es zu, daß sie sich hinstellte und durch ihre Haare fuhr. Sie mußte auch überlegen, was sie sagen wollte, das Richtige fiel ihr nicht ein, bis sie sich an die Marquesa erinnerte.

»Ich will deine Herrin sprechen!«

Bonzo grinste nur.

»Laß mich durch, verdammt!«

»Nicht nötig, Mädchen!«

Glenda hatte in all ihrer Aufregung nicht bemerkt, daß die Tür aufgestoßen worden war und die Marquesa auf der Schwelle stand.

Sie trug noch immer die gleiche Kleidung wie beim Essen, nur die Lippen waren nachgeschminkt worden und zu einem nach unten gezogenen Bette-Davies-Lächeln verkrampft.

So ähnlich wie diese bekannte Schauspielerin sah sie auch aus.

Und sie genoß ihren Triumph.

Dabei brauchte sie nicht zu sprechen, auch nicht ihr Gesicht zu verändern, sie stand einfach nur da und schaute. Glenda spürte etwas von der Strömung, die unsichtbar von dieser Frau abstrahlte. Es war das Gefühl, einen Hauch des Bösen zu bekommen, der über ihre Haut strich und sie frösteln ließ.

Die Marquesa Frascetti sorgte allein durch ihre Anwesenheit für dieses Gefühl.

Sie nickte. Das tat sie bedächtig, als wüßte sie Bescheid. Und nur die dunklen, nachgeschminkten Augen in ihrem Gesicht bewegten sich, als sie auf die Reste des Sprechgeräts schaute.

»Ich habe es mir gedacht«, sagte sie, während sich hinter ihr die Tür quietschend bewegte und erst zur Ruhe kam, als sie noch spaltbreit offenstand.

Glenda fühlte sich angesprochen. »Was haben Sie sich gedacht?«

»Daß ich mir mit dir eine Laus in den Pelz gesetzt habe.«

»Wieso?«

»Du spielst die Unschuldige, ich weiß. Aber ich gehe nicht darauf ein.«

Sie deutete auf die schwarzen Trümmer. »Was ist das? Teile von einem kleinen Instrument, einem Sprechfunkgerät oder was?«

»Ja, ein Walkie-talkie.«

»Das dir gehörte?«

»Auch richtig.«

»Was hast du damit gewollt?«

»Nichts Besonderes. Es ist ein normales Walkie-talkie, wie Sie es überall kaufen können.«

»Richtig, nur gehören dazu meist zwei Geräte. Der Sprecher und der Hörende. Wo befindet er sich?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden!«

Die Marquesa zuckte mit den Augenbrauen. »Fange nicht an, mich zu ärgern. Sind es die beiden Männer auf dem Boot, das ich vor der Küste treibend entdeckt habe?«

»Keine Ahnung.«

Die Adelige ballte eine Hand zur Faust. »Du weißt, daß ich schöne Menschen liebe. Besonders junge Menschen, denn sie haben mir in punkto Schönheit und Frische leider einiges voraus. Aber ich weiß auch, wie ich die Schönheit zerstören kann, wenn man mich zu sehr reizt. Es gibt ein einfaches Mittel. Kein Messer, keine Säge, keine Stichwaffe, auch keine Säure, sondern Zucker. Würfelzucker! Du kennst ihn, nicht wahr?«

Glenda nickte.

Die Marquesa lachte, als sie die zweite, körnige Haut auf dem Gesicht der jungen Frau sah. »Wir befinden uns in einem Land, in dem das Verbrechen Tradition hat. Ich brauchte nur den Begriff Mafia zu erwähnen. Um irgendwelche Dirnen zu bestrafen, haben gewisse Leute ein Methode erfunden, die so simpel ist, daß man über sie nur lachen kann. Sie ritzen die Haut eines Mädchens mit Würfelzucker ein. Und niemals wird diese Wunde richtig verheilen.« Die Marquesa griff in die Tasche. »Dafür sorgt dieses kleine Stück Würfelzucker, das ich stets bei mir trage.« Sie hielt es zwischen zwei Fingern hoch, damit Glenda es sehen konnte.

»Ich kenne die Methode«, flüsterte sie.

»Dann brauche ich dir weitere Einzelheiten nicht zu schildern.«

Die Frascetti ließ den Zucker wieder verschwinden. »Nur damit du Bescheid weißt. Wenn Bonzo dich festhält, hast du keine Chance gegen mich und den Zucker.« Sie schaute zum Fenster. »Ich hatte vorhin von den beiden Männern auf dem Boot gesprochen, die so auffällig unauffällig vor der Küste kreuzen. Willst du sie sehen?«

»Nein.«

»Du wirst es trotzdem. Bonzo!« Der Stumme hatte den Befehl

verstanden und zog einen der drei Vorhänge zur Seite. Er hatte bisher das mittlere Fenster verdeckt.

Den Stoff noch umklammernd und am Rand stehend wartete er auf Glenda Perkins.

»Los, geh hin!« Die Stimme der Alten klang ärgerlich.

Es hatte keinen Sinn, sich zu sträuben. Das sah Glenda auch ein, und so legte sie die paar Schritte zurück, die sie von dem Fenster noch trennten.

Durch die Scheibe konnte sie nicht schauen, das Glas war einfach zu dick und auch nicht durchsichtig genug. Deshalb öffnete Bonzo das Fenster, so daß Glenda eine freie Sicht nicht allein auf den Golf bekam, auch in die Tiefe, und dieser erste Blick sagte ihr, daß es nicht ratsam war, einen Fluchtversuch aus dieser Höhe zu versuchen. Sie hätte zu leicht mit zerschmetterten Knochen zwischen den Klippen liegenbleiben können.

Auf dem Meer und gar nicht mal so weit von der Küste entfernt, schaukelte tatsächlich ein Boot auf den Wellen. Das Schiff und der Mann an Deck wirkten klein wie Spielzeugfiguren.

Die Marquesa kam näher. »Na, kleine Glenda, siehst du den Kahn?«

»Ja.«

»Und fällt dir nichts dazu ein?«

»Wie sollte es?« fragte sie erstaunt.

»Könnte der Typ dort auf dem Boot nicht dein Partner sein, mit dem du dich per Sprechfunk unterhalten hast?«

Glenda lachte. »Der? Ich kenne ihn nicht und auch nicht das Boot. Tut mir leid, ich weiß überhaupt nicht, was ihr von mir wollt.«

»Du lügst, Glenda, und du lügst sehr schlecht.« Der Adelige war dicht hinter die junge Frau aus London getreten, so daß Glenda das schwere Parfüm riechen konnte.

Es bestand aus zwei Duftnoten. Wahrscheinlich kam die Marquesa mit einer nicht aus.

»Wer ist es? Dein Freund? Einer von der Polizei? Rede, ich bekomme es sowieso heraus, und es ist besser, wenn du den Mund aufmachst!«

Demonstrativ hielt sie den Würfelzucker hoch.

»Ich kenne den Mann nicht!«

»So eine sture Person habe ich lange nicht mehr erlebt. Ich glaube, wir müssen dir eine Lektion erteilen. Am besten ist es, wenn wir an deinem Handrücken beginnen. Bonzo ist übrigens Spezialist dafür. Er hat schon oft mit dem Zucker gearbeitet, und es macht ihm auch nichts aus, wenn die Person bei der Spezialbehandlung schreit. Er ist verdammt stur.«

Glenda Perkins wußte genau, daß es jetzt auf sie allein ankam.

Wenn sie noch etwas erreichen wollte, durfte sie nicht mehr länger zögern und mußte einfach handeln. Größer würde die Chance nicht

werden.

Und sie riskierte es.

Mit ihrer Aktion hatten weder die Marquesa noch der Stumme gerechnet, der weiterhin den Vorhang festhielt und plötzlich den Mund aufriß, als er sah, wie Glenda auf dem Absatz herumwirbelte und die alte Frau in einen Klammergriff nahm. Der Kopf der Marquesa wurde nach vorn gedrückt. Die Marquesa schrie wie am Spieß.

»Halt dein Maul!« brüllte Glenda, als sie sich, mit der Adeligen im Griff, zurückzog.

Sie wollte und sie mußte die Tür erreichen, sonst war alles verloren. Die Frascetti wehrte sich. Sie trat um sich, ihre Absätze streiften aber Glendas Beine nur, ansonsten hielt die Sekretärin ihre Gegnerin fest im Griff.

Und Bonzo schaute zu. Er hatte den Vorhang losgelassen, und starrte sprungbereit auf seine Herrin.

Das merkte auch Glenda. Sie warnte ihn. »Wenn du kommst, breche ich ihr das Genick.«

Bonzo war es gewohnt, keine leeren Drohungen zu hören, deshalb hielt er sich zurück und gab Glenda somit die Chance, sich der Tür zu nähern. Bisher hatte die falsche Rucksack-Touristin Glück gehabt, denn ihre Gefangene verhielt sich ruhig. Das änderte sich, als die Marquesa den ersten Schreck überwunden hatte und einsehen mußte, daß dieses junge Mädchen tatsächlich dabei war, die Oberhand zu gewinnen.

Die Alte trat plötzlich zu, während sie sich gleichzeitig nach vorn sinken ließ.

Glenda wurde überrascht. Zwar hatte ihre Aufmerksamkeit nicht nachgelassen, aber innerlich war sie zu sehr mit ihrer eigenen Flucht durch die Burg beschäftigt gewesen.

Den Tritt mußte sie nehmen.

Er tat höllisch weh, denn die Marquesa hatte Glendas Zehen erwischt. Automatisch konzentrierte sich Glenda auf den Schmerz, lockerte den Griff, und die Alte konnte sich drehen.

Dabei schrie sie nach Bonzo, der schon startete.

Trotz der veränderten Situation tat Glenda genau das Richtige. Sie schleuderte die Adelige dem heranstürmenden Bonzo entgegen. Der konnte nicht so rasch ausweichen, hatte er vielleicht auch nicht gewollt, da seine Herrin sonst zu Boden gegangen wäre, so daß Glenda die Möglichkeit bekam, aus dem Zimmer zu schlüpfen.

Mit einem Satz sprang sie über die Schwelle in den Gang. Jetzt mußte sie schnell sein, verdammt schnell sogar, viel flinker, als Bonzo, dieser Killer.

Es befand sich auch anderes Personal im Haus, das sich bestimmt auf die Seite der Marquesa schlagen würde, doch von diesen Leuten

entdeckte Glenda zum Glück nichts.

Durch die offene Zimmertür hörten sie das Keifen der alten Vettel. Das Weib ist wahnsinnig, dachte Glenda, als sie in Richtung Treppe rannte. Bevor sie die Stufen hinablief, schaute sie noch zurück.

Bonzo stand auf dem Gang. In der rechten Hand hielt er einen schweren Kerzenleuchter, den er von der Wand gerissen hatte. Ihn schickte er auf die Reise.

Genau im rechten Moment sprang Glenda zur Seite. Das schwere Ding verfehlte sie und krachte in die gedrechselten Geländerstäbe der Treppe, wo die Wucht des Aufpralls zwei Stäbe zerbrach.

Der Leuchter hätte sie erschlagen können.

Mit einem Satz nahm Glenda mehrere Stufen, fing sich am Geländer ab, rannte weiter und hörte auch Schritte.

Sie kamen von vorn.

Die beiden Mädchen, die sie beim Essen bedient hatten, eilten die Stufen hoch.

Und über ihr, am Treppenende, stand Bonzo. Er stieß unartikulierte Laute aus und deutete in die Tiefe und damit auch auf den Rücken der flüchtenden Glenda.

Die beiden Mädchen hatten verstanden.

Sie sollten den Flüchtling aufhalten!

***

Ich sah den Krakenarm, den Kopf, das Gesicht, das wallende Haar und wußte nicht, welches Mädchen mich mit leeren Augen anstarrte.

Jedenfalls eine der sechs verschwundenen und so schaurig ums Leben gekommenen Personen.

Obwohl ich mit diesem Anblick gerechnet hatte, dauerte es eine Weile, bis ich den Schock verdrängt hatte, der Schädel vor mir pendelte in der Strömung. Er wiegte sich im Wasser, war einmal oben, dann wieder unten oder wurde zur Seite gedrückt.

Ruhig stand er nie…

Aber hinter ihm tat sich etwas. Dort bewegte sich abermals ein Gegenstand im Wasser, und ein langer Arm schob sich hervor.

Ein zweites Gesicht erschien.

Will Mallmann hatte mir ein Bild des deutschen Mädchens gezeigt. Es hatte braunes Lockenhaar, und diese Kleine sah ich jetzt wieder. Nur besaß sie keinen Körper mehr.

Auf mich machten sie den Eindruck von Ballons. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß Leben in ihnen steckte. In den Gesichtern hatte sich bisher nichts bewegt.

Das änderte sich schnell.

Beide Köpfe rissen den Mund auf. Große Spalten entstanden, und eine tintige, blaue Flüssigkeit füllte die Münder aus, bevor sie mir

entgegengedrückt wurde.
Ich wußte nicht, was das Zeug beinhaltete. Sicherheitshalber drückte ich mich zurück, drehte mich und schwamm an der Felswand entlang in die Höhe, wobei ich hin und wieder einen Blick in die Tiefe warf und sah, daß sich die blaue Flüssigkeit verteilte.
Allmählich wurde die Welt um mich herum heller. Ich war nicht so tief getaucht, daß ich in mehreren Etappen hätte auftauchen müssen, es lief normal ab.
Über Wasser schaute ich mich um, sah dicht vor mir die lange Dünung und die tanzenden Wellen, aber keine Spur von unserem Schiff. Erst als ich vom heranwogenden Wasser in die Höhe getragen wurde, fiel mir der Kahn wieder auf.
Gar nicht mal weit entfernt dümpelte er auf dem Wasser. Will Mallmann stand an der Steuerbordseite. Er hatte mich ebenfalls entdeckt und winkte mit beiden Händen.
Im Kraulstil schwamm ich auf den Kommissar und das Boot zu.
Will half mir hoch.
An Deck blieb ich knien, spie das Mundstück aus, schob die Taucherbrille hoch und holte erst einmal Luft.
Mallmann hockte vor mir. »Was hat es gegeben, John?«
Ich schaute ihn an. Er war etwas blaß geworden. Wahrscheinlich konnte er das Schaukeln nicht vertragen. »Ich… ich habe sie gesehen, Will. Skylla gibt es.«
»Tatsächlich?«
»Ja.«
»Wie groß ist sie denn?«
»Keine Ahnung. Sie steckte in einer Unterwasserhöhle. Nur zwei verdammte Köpfe schauten hervor.«
»Waren die Gesichter zu erkennen?« fragte Will leise.
»Ja, das Mädchen aus Deutschland war auch dabei. Diese Jutta Liebig, nicht wahr?«
»Klar.«
»Es ist wahr, Will, alles ist wahr.« Ich lief mit den Schwimmflossen wie eine Ente zum Heck, wo ich mich auf einer schmalen Bank niederließ.
Dort holte ich Luft und mußte die Tatsache, daß unter uns in der Tiefe ein Monstrum lauerte, erst einmal verdauen. Die Sonne brannte vom Himmel. Ich wischte mir das Wasser aus dem Gesicht, weil die kleinen Tropfen bei Sonneneinstrahlung wie Brennlinsen wirkten.
Mallmann schaute mich starr und gleichzeitig nachdenklich an.
»Du hast es gesehen, John. Was können wir dagegen unternehmen?«
»Ich weiß es nicht.«
»Und die Größe?«
»Darüber kann ich dir auch nichts sagen. Ich sah nur noch zwei

Fangarme. Das Monstrum muß eine Mischung zwischen Krake und Schlange sein, wie der Zeuge aus London es berichtet hat.«

»Da fallen mir die alten Seeräuber-Geschichten ein, in denen von Seeschlangen die Rede ist«, sagte Will. »Aber dies hier scheint mir noch schlimmer zu sein.«

»Zumindest makaberer.«

»Willst du den Anzug anbehalten?«

»Nein.« Ich stand auf, um mich umzuziehen. In einem Taucheranzug konnte ich mich nicht wie in normaler Kleidung bewegen.

Wenn ich noch einmal tauchen mußte, okay, dann würde ich mir die Preßluftflasche eben auf den Rücken schnallen.

Während ich mich umzog, beobachtete Will das Wasser. Die Oberfläche hatte sich nicht verändert. Nach wie vor wogte sie in dem immerwährenden Rhythmus des Meeres.

»Bevor ich es vergesse, John. An der Burg hat sich etwas getan. Man öffnete dort eines der Fenster.« Ich stieg soeben in die Hose.

»Hast du etwas erkennen können?«

»Leider nicht genau. Aber ich glaube, Glenda gesehen zu haben.«

»Nimm mal das Sprechfunkgerät.« Will nahm es auf und warf es mir zu. Der Wind fuhr unter mein offenes Hemd und hob es an. Ich zog die Antenne hervor, schaltete das Gerät auf Empfang und hoffte, daß sich Glenda meldete. Natürlich war es ein Risiko. Durch meine Entdeckung unter Wasser jedoch hatten sich die Vorzeichen unseres Planes ein wenig verschoben. Wir mußten aufs Ganze gehen, und diese komische Marquesa, die sicherlich mit dem Monstrum unter Wasser in irgendeiner Verbindung stand, sollte mitbekommen, daß sie unter Beobachtung stand.

Mein Gesicht wurde immer länger. »Keine Verbindung?« fragte Will.

»Nein, das sieht nicht gut aus.«

»Vielleicht eine Störung?«

»Ich höre überhaupt nichts. Als wäre die andere Seite tot.«

»Das meinst du doch nicht wörtlich?«

Ich winkte ab. »Nein, nein, ich habe da an das Gerät gedacht.«

Will folgerte. »Man kann es entdeckt und auch zerstört haben«, erklärte er.

»Ja, das wäre eine Möglichkeit.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber so schnell? Kaum zu glauben. Dann muß Glenda voll in die Falle der Alten gelaufen sein.«

»Leider.«

»Die Marquesa, das Monstrum, die Burg. Drei Dinge, die in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen, Will. Und für mich ist das alte Castell der Ausgangspunkt.«

»Das heißt, du willst hin?«

»Genau.«

Der Kommissar sprach nicht dagegen. Er schaute nur skeptisch dem Ufer entgegen, denn vor dem feinen Sandstrand schoben sich die zackigen Felsen wie die geriffelten Buckel lauernder Ungeheuer aus dem Wasser und brachen die heranlaufenden Wellen zu gischtenden Kreiseln, die die Felsen umschäumten.

Da mußten wir eine Lücke finden. Zudem konnten wir damit rechnen, daß sich die gefährlichen Klippen und messerscharfen Steine noch dicht unter der Oberfläche befanden, wo sie sehr leicht den Kiel des Bootes aufreißen konnten.

»Traust du dir zu, dort eine Lücke zu finden?« fragte mich mein deutscher Freund.

»Das muß ich.«

»Dann viel Spaß.«

»Du kannst es ja auch versuchen.«

Mallmann winkte ab. »Laß mal, du bist einige Jahre jünger und hast mehr Routine im Umgang mit Booten.«

Ich lachte. »So kann man sich auch drücken.«

»Außerdem muß ich die See beobachten. Und beeil dich! Lange halte ich es nicht mehr aus. Schon jetzt geht mein Magen hin und wieder spazieren.«

»Dann schluck ihn runter.«

»Wenn das so einfach wäre. Der ist eben zu groß.«

Ich stand am Ruder. »Lieber einen großen Magen als eine große Klappe.« Die nächste Drehung des Zündschlüssels startete den Motor, dessen Lärm Wills Antwort verschluckte.

Erst als uns eine lange Welle hochgetragen hatte, gab ich Stoff. Es war eine Freude, das Boot zu fahren. Leider wurde diese durch unser Ziel getrübt, denn die Felsen sahen, je mehr wir uns ihnen näherten, immer bedrohlicher aus.

Daran zu zerschellen war leichter, als den Weg zwischen ihnen zu finden. Will hielt sich am Heck auf. Ich sah ihn nicht, konzentrierte mich auf die Fahrerei und entdeckte auch schon die hellen Wasserstrudel, die in die Lücken zwischen den Felsen hineinschossen, bevor sie auf den Strand zugeschoben wurden.

Wills Alarmschrei war lauter als der Krach des Motors. »John, die Schlange!«

Ich ging sofort vom Gas, drehte mich und schaute in eine hochgischtende Fontäne, die sich von der Wasserfläche gelöst hatte. Hinter dem dichten Schleier aus Tropfen erkannte ich schattenhafte Bewegungen, die man vielleicht als tanzende Figuren einordnen konnte.

Der Wasservorhang fiel schnell zusammen.

Und da sahen wir es.

Aus dem Wasser ragten die sechs gewaltigen Tentakelarme der

Krakenschlange, und wir schauten auch auf sechs Köpfe mit verschiedenen Frauengesichtern…

***

Glenda sprang!

Alles oder nichts, so lautete ihre Devise. Auf einen langen Kampf konnte sie sich nicht einlassen, sie mußte einfach etwas riskieren und die beiden Mädchen aus dem Weg räumen.

Die sahen sie kommen.

Glenda, die über die Stufen hinwegflog, erkannte noch, wie sie schützend die Arme hochrissen, dann prallten sie schon zusammen und bildeten plötzlich ein Knäuel aus sich drehenden und überschlagenden Körpern.

Dabei hatte die Engländerin Glück, daß sie nicht unten lag, sondern die beiden Mädchen zu Boden gestoßen hatte, die heftig aufschrien und auch schmerzerfüllt stöhnten.

Glenda hatte sich trotz der kurzen Zeitspanne auf den Sprung konzentrieren können und in etwa auch die Folgen vorausgesehen.

Deshalb fing sie sich schneller als die beiden Mädchen, rollte noch auf dem Teppich weiter, bevor sie auf die Füße sprang und dabei feststellte, daß ihr nichts geschehen war.

Nicht weit entfernt lag die breite Ausgangstür. Ohne einen Blick zurückzuwerfen, hetzte Glenda auf sie zu, rüttelte an der Klinke und wäre fast weinend zusammengebrochen, denn die Marquesa hatte abgeschlossen.

Nichts zu machen!

Sie fuhr herum.

Auf der Treppe stand die Alte. Ihr geiferndes Lachen schallte in denunteren Raum hinein und die folgenden Worte wirkten wie die Ladung aus einer Giftspritze.

»Denk an den Zucker, Kleine! Ich habe ihn für dich verwahrt. Bonzo wird dich jetzt holen.«

Der Stumme stand bereits auf der Treppenhälfte. Die beiden Mädchen vom Personal lagen stöhnend am Boden. Um sie kümmerte sich niemand. Auch Bonzo nicht, der sich normal und dabei breitbeinig in Bewegung setzte, um auch die anderen Stufen hinter sich zu lassen.

Die Marquesa schaute nur zu. Sie stand da und rieb ihre trockenen Hände. Sie wollte, daß Glenda Qualen erlitt, sie wollte das Mädchen vernichten!

Glenda suchte nach einem Ausweg. Die Halle war groß, nicht voll erleuchtet. Durch Fenster fiel schwaches Licht, und sie dachte auch daran, durch die Scheibe zu springen.

Das hätte auch tödlich für sie enden können, so sah sie dies nur als

letzte Möglichkeit an.
Aber es gab Türen, auch Gegenstände, die ihr wie gerufen kamen.
Zum Beispiel die flache Metallschale auf der Kommode neben ihr. Glenda packte sie, und diesmal war sie es, die auf Bonzo einen Gegenstand schleuderte. Er traf nicht einmal zur Seite. Zwischen Schulter und Hüfte wurde er getroffen. Seinen Vorwärtsdrang beeinträchtigte das nicht. Wie eine aufgedrehte Puppe ging er weiter.
»Hol sie, Bonzo!« keifte die Marquesa.
Glenda wechselte ihren Standort. Wenn sie an der Tür stehenblieb, würde der Kerl sie sehr schnell zu fassen kriegen, deshalb lief sie in eine andere Richtung und sah aus der Düsternis des Raumes die Umrisse einer Tür erscheinen.
Von ihrer Flucht hatte auch die Marquesa etwas bemerkt.
»Schneller, Bonzo, sie darf nicht in das Labor!«
Auch Glenda hatte die Worte verstanden und wußte plötzlich, wovor die Adelige Angst hatte.
Was war mit dem Labor?
Sie riß die Tür auf. Glenda hatte damit gerechnet, in eine weitere Halle zu gelangen oder zumindest in einen normalen Raum. Ein Irrtum. Ein weiterer Gang tat sich vor ihr auf. Drei Treppenstufen führten zu ihm, die Glenda mit einem Sprung nahm.
Dabei hatte sie das Gefühl, in Katakomben gelangt zu sein, denn eine andere Welt hielt sie umfangen. Die Halle war zwar vorhanden, aber kahle Wände mit nur sehr kleinen Fenstern rahmten sie ein. Ein modriger Gestank breitete sich aus. Feuchtigkeit legte sich beim Luftholen schwer auf die Lunge. Es roch so merkwürdig, unter anderem nach Salzwasser.
Blut war nicht der andere Stoff, Parfüm ebenfalls nicht. Die Mischung lag in etwa dazwischen.
Jedenfalls widerlich…
Glenda stolperte weiter. Sie sah Ketten an der Wand glänzen und auch einen großen Labortisch, auf dem zahlreiche Glasgefäße standen, die gefüllt mit Flüssigkeiten und Mixturen waren und diesen fremden, widerlichen Geruch abgaben.
Glenda blieb nichts anderes übrig, als in die Tiefe des breiten Raumes hineinzuschreiten und dabei den Labortisch zu passieren.
An dem Tisch blieb sie abrupt stehen.
Vor ihr war der Boden nicht mehr da!
Wie abgeschnitten wirkte er. Und sie konnte in die Tiefe eines Felsschachts schauen, der mit einer tintigen Schwärze erfüllt war, wobei sie trotzdem hören konnte, wohin er führte.
Zum Wasser, denn Glenda vernahm das gurgelnde Rauschen der Fluten, deren Echos an den kahlen Felswänden hochstiegen…

***

Sechs Arme – sechs Frauengesichter, und der übrige Körper des Monstrums blieb unter Wasser verschwunden.

Will und ich konnten kaum fassen, was sich da am hellichten Tage vor unseren Augen abspielte.

Es war der Schrecken schlechthin.

Die Haare der Mädchen bewegten sich im Wind wie kleine Schlangen.

Aber wo befanden sich die Körper der bedauernswerten Geschöpfe? Waren sie vielleicht mit den Tentakeln eine Verbindung eingegangen. Ich mußte alles in Betracht ziehen. Wo Schwarze Magie am Werke war, gab es den Begriff unmöglich nicht.

Auch Will staunte. Er hatte den Kopf angehoben, um die Gesichter sehen zu können und flüsterte: »Verdammt, John, ob wir das schaffen, ist mehr als fraglich.«

Der Ansicht war ich auch. Wenn die schrecklichen Tentakel auf unser Schiff niederfielen, würden sie es radikal zerstören. Da gab es nichts, was diesem gewaltigen Druck noch standgehalten hätte.

Die Tentakel selbst verdickten sich an ihren unteren Enden. Da besaßen sie den Umfang von Baumstämmen, während sie zum Ende hin wesentlich schmaler wurden, damit auch die Köpfe der Mädchen auf ihre Spitzen paßten. Von der graugrünen Haut rann das Wasser in Streifen nach unten, und Skyllas sechs Greifarme zitterten, als würden sie permanent von einem Windhauch getroffen.

Eigentlich gab es für dieses Monstrum nur eine Lösung. Es mußte uns angreifen.

Weshalb tat es das nicht?

Noch bewegten sich die Tentakel nur langsam. Sie senkten und drehten sich dabei, selbst die Köpfe gerieten in kreisende Bewegungen, als wollten sie mit ihren Augen die nähere und weitere Umgebung nach einer eventuellen Fluchtchance für uns erkunden.

»John, wir sollten wieder starten!«

Ich sprach nicht gegen Wills Vorschlag. Nur einen Schritt brauchte ich zurück zu gehen, um das Ruder zu erreichen. Vorsichtig bewegte ichmich, und es geschah nichts, obwohl uns mindestens drei Köpfe, also sechs Augen, unter Kontrolle hielten.

Das ließ mich hoffen.

»Jetzt mußt du schnell sein, John«, sagte der Kommissar, der dicht an der Reling stand und sich mit beiden Händen an deren Handlauf festklammerte.

Ich gab ihm keine Antwort. Plötzlich spürte ich die Strahlen der heißen Sonne doppelt stark. Ich war ins Schwitzen gekommen. Die Schweißperlen flossen über meinen Rücken, und auch an den Handflächen spürte ich die Feuchtigkeit, als ich das Holzruder umklammerte.

Der steckende Zündschlüssel blinkte mir zu, als er von einem Sonnenstrahl getroffen wurde.

War er die Chance?

Konnten wir tatsächlich mit unserem Boot schneller sein, als das verfluchte Monstrum?

Diese Frage stellte ich mir immer wieder, als ich mich auf den Startvorgang konzentrierte.

In meinem Rücken drängte Will Mallmann. Seine Stimme erreichte mich als zischender Hauch. »John, ich glaube, unsere Galgenfrist läuft…«

Das letzte Wort ging im Stargeräusch unter. Plötzlich bekam die Maschine Saft. Der Motor lief an, die Schraube am Heck drehte sich, Wasser schäumte und quirlte, ich gab Vollgas und hoffte, das richtige getan zu haben.

Auch Will Mallmann mußte sich festklammern, sonst wäre er umgerissen worden. Durch den heftigen Start wollte das Boot mit dem Bug aus dem Wasser schießen, während das Heck tief in die Fluten gedrückt wurde. Ein schaumiger Teppich umgab uns, wir schossen in die lange Dünung hinein, während die Wellen vom Bug des Bootes gebrochen wurden und als Gischtregen über Deck spritzten.

Daß wir durchnäßt wurden, machte uns nichts aus. Durch den Wasservorhang konnte ich für die Dauer einiger Sekunden nichts sehenund wußte nur, daß wir eigentlich voll auf die verdammten Klippen zuhielten, denn auch sie waren unsere Feinde.

Dabei fragte ich mich, wer von ihnen schlimmer war. Die Klippen oder das Monster?

Vielleicht das Monster.

Wir jagten weiter. Ich riskierte einen Blick zurück. Skylla schaute weiterhin aus den Fluten. Ihre Haltung hatte sie nicht verändert, aber genau jetzt drehte sie ihre sechs langen Fangarme in unsere Richtung, und ich spürte das kalte Gefühl der Gefahr im Nacken.

»John, du mußt noch schneller sein!« brüllte Will Mallmann gegen den Lärm des Motors an. »Noch schneller…«

»Da sind die Klippen!«

»Das Monstrum ist schlimmer.«

Da konnte Will recht haben, doch ich wollte nicht mit voller Wucht gegen die Felsen geschleudert werden. Noch huschten wir fast über die Oberfläche des Wassers hinweg, schnitten die anlaufenden Wellen, bekamen das salzige Spritzwasser mit, und ich hielt das Ruder mit beiden Händen so hart fest wie nur eben möglich.

Durch die hohe Geschwindigkeit begann das Boot auch zu tanzen. Von einer Seite auf die andere schleuderte es, so daß ich das Gefühl hatte, als würden die vor mir aus dem Wasser ragenden Felsbuckel ebenfalls einen wilden Tanz aufführen. Mal sah ich sie rechts, dann

wieder links, im Wellental hoch über mir, auf dem Wellenkamm unter mir.

Ein unberechenbares Wechselspiel, das mich durcheinander brachte und mich daran hinderte, Pläne zu schmieden. Um es dem Monstrum schwerer zu machen, fuhr ich leichte Schlangenlinien. Ich hörte Wills Fluchen, das verständlich war, denn es würde ihm nicht leichtfallen, die bei dieser Fahrweise entstehenden Fliehkräfte auszugleichen.

Der erste Felsen.

Er wurde immer größer, je mehr ich mich ihm näherte. Durch das Schwanken des Bootes tanzte auch er, und ein zweiter Brocken stand so dicht in seiner Nähe, daß ich bei diesen heftigen Bewegungen das Gefühl bekam, als wären die beiden miteinander verwachsen.

Es half nichts. Wenn ich die Lücke zwischen den Klippen finden wollte, mußte ich mit dem Tempo herunter.

Das tat ich auch.

Will Mallmann regte sich auf. »John, das kannst du schlecht machen!«

»Schau dir mal die Felsen an!«

Ob Will es tatsächlich tat oder nicht, war mir egal. Ich wollte durch die Lücke, visierte sie an und stellte fest, daß ich noch immer zu schnell fuhr.

Also noch mehr Tempo raus!

Jetzt klappte es besser. Ich konnte mich einigermaßen gut auf die Aufgabe konzentrieren, merkte aber schon sehr bald, daß unser Boot von der Strömung gepackt und schneller wurde. Das heißt, das ablaufende und auch ziehende Wasser riß es auf die Lücke zwischen den Klippen zu.

Ich steuerte gegen, versuchte alles, was in meinen bescheidenen Kräften stand und mußte mich doch auf die gurgelnde Flut und Strömung verlassen, die uns in die Lücke hineinriß.

Rechts von mir huschte der große Felsen vorbei. Das Gestein glänzte in einer matten Schwärze. In den Rillen und Vertiefungen schillerten zahlreiche Wassertropfen.

Als das Boot einen heftigen Schlag genau auf die entgegensetzten, der Backbordseite bekam, dachte ich, alles wäre verloren. Ich sah mich schon ins Wasser fallen, untergehen und inmitten zahlreicher Trümmer wieder hochgespült werden.

Wir hatten Glück und kamen durch.

Zwar schwankte das Boot noch einmal gefährlich, aber die erste Klippe schafften wir.

»Verdammt, John, das war gut.« Ich schaute kurz über die Schulter und sah Will flach auf den Planken liegen. »So kann ich mich besser halten«, keuchte er.

»Schlaf nur nicht ein!«

»Bei den Fangarmen!«
Damit hatte er mich wieder auf das eigentliche Thema gebracht.
Es war kaum zu fassen, aber Skylla, die Riesenschlange mit den sechs Köpfen, verschwand im Meer.
Der für uns noch nicht sichtbare gewaltige Restkörper sorgte dafür, daß auch die Tentakel schon sehr bald von den gischtenden Wellen überspült wurden.
Noch ein Kopf tauchte für einen kurzen Moment auf, so daß er mich an das Seerohr eines U-Bootes erinnerte, dann verschwand auch er im gurgelnden Wasser.
Will Mallmann stand auf. Er kam zu mir gewankt. Der Kommissar mit der Römernase hatte seinen Hut verloren. Will war ebenso naß wie ich, grinste verzerrt und schüttelte den Kopf. »War das echt, oder habe ich einen Traum erlebt?«
»Seit wann kannst du bei Sonnenlicht schlafen?«
»Weshalb ist das Monstrum denn verschwunden?«
»Beim nächstenmal kannst du es fragen. Und jetzt laß mich in Ruhe! Ich muß den Kahn sicher an Land bringen.«
Den Vorsatz hatte ich zwar, ob es klappte, war mehr als fraglich, denn die freien Stellen zwischen den aus dem Wasser schauenden Felsen wurden noch schmaler.
Und dann sah ich die ersten blanken Steine dicht unter der Oberfläche. Manchmal als graue oder schwarze Schatten vorbeihuschen.
Über ihnen strömte das Wasser hinweg, es gurgelte auch an den Bordwänden vorbei.
Die Entfernung zum Strand war geschrumpft. Vielleicht konnten wir schon stehen, aber die Gefahr war nicht vorbei. Wieder einmal bekam unser Boot einen Schlag.
Will hielt sich fest, ich steuerte gegen und konnte nicht verhindern, daß wir uns im Kreis drehten.
Im nächsten Augenblick bekamen wir den Stoß, der uns aus dem Kreisel heraustrieb. Ich wollte schon aufatmen, als mir das Knirschen die Luft zum weiteren Sprechen nahm.
Unter dem Kiel mußten Klippen so scharf wie Messer in den Bootskörper gejagt sein. Sie hatten ihn regelrecht aufgeschlitzt, denn Wasser quoll durch den Rumpf.
Ich schimpfte, konnte nicht mehr stoppen, wir bekamen noch mehr Fahrt, das Leck wurde größer und größer.
»Wir müssen raus!« rief der Kommissar.
Ich stellte den Motor ab, jetzt schob uns die Strömung weiter, während nach wie vor Wasser in den Bootskörper drang.
Und noch jemand kam.
Ein Tentakelarm. Gar nicht weit von uns entfernt drückte er sich aus

dem Wasser. Wir sahen das Mädchengesicht und glaubten sogar, daß es zu einem Grinsen verzogen war. Für einen Moment schwebte und schwankte es über den Klippen, bevor der Arm wieder zurückgezogen wurde und im ufernahen gurgelnden Wasser untertauchte.

Unsere Füße wurden vom Wasser längst umspült. Es schäumte an den Knöcheln, das Boot bekam mehr Gewicht, und noch immer spielte die Strömung mit ihm.

»Skylla läßt uns nicht aus den Augen!« keuchte Will Mallmann.

»Das ist schrecklich.«

»Dann drück nur die Daumen, daß wir auch den Strand erreichen«, erwiderte ich.

Im nächsten Augenblick hatten wir tatsächlich das Gefühl, in ein tanzendes Karussell geraten zu sein. Verschiedene Strudel schoben uns und zerrten an dem Boot. Ich hielt mich am Ruder fest, Will hatte ebenfalls eine Haltestange gepackt und sogar zu schimpfen aufgehört.

Plötzlich kränkte das Boot nach steuerbord über. Damit hatten wir nicht gerechnet. Es hatte plötzlich einen Schlag bekommen.

»Nur nicht naß werden!« schrie ich noch, bevor ich in die Fluten stürzte und nach unten gedrückt wurde. Bei den ersten Schwimmbewegungen schrammte ich bereits mit einer Hand über rauhes Klippengestein, was mir gar nicht gefiel, zudem hatte ich auch Furcht davor, unter das sinkende Boot zu geraten und begraben zu werden.

Gegen die Wirbel kämpfte ich vergeblich an. Es ging mir darum, mich möglichst heil von ihnen an die Oberfläche schießen zu lassen.

Das geschah auch. Kurz bevor sich bei mir die Luftknappheit bemerkbar machte, schoß ich aus dem Wasser hervor wie ein Gummiball, drehte mich, mir wurden die Beine weggerissen, aber ich konnte schwimmen und dadurch selbst meine Richtung bestimmen.

Die Strömung hatte uns in seichteres Wasser transportiert. Als meine Beine nach unten sanken, fanden die Füße sogar auf dem Grund einen ersten Halt, der mir sehr rasch wieder entzogen wurde, so daß ich weiterschwimmen mußte.

Eine Welle hob mich relativ hoch. Ich schaute über einen Klippenkegel hinweg, sah bereits die weißen Schaumstreifen der Uferwellen, und mir gelang es, mich an den Felskegel zu klammern, bevor mich das zurücklaufende Wasser mitreißen konnte.

Ächzend kletterte ich hoch, spürte die sengenden Sonnenstrahlen im Nacken, fand eine kleine ausgewachsene Mulde und benutzte sie als Sitzplatz, von dem aus ich mich umschaute.

Wo steckte Will Mallmann.

Zunächst sah ich unser Boot. Oder vielmehr das, was von ihm noch übriggeblieben war.

Nicht mehr viel. Trümmer trieben zwischen den Klippen auf der

Oberfläche, wurden geschaukelt, verzogen, wieder zurückgeworfen, erneut gegen die Felsen geschleudert, wo sie in kleinere Teilezerbrachen.

Will Mallmann entdeckte ich schließlich auch. Er befand sich noch im Wasser und war von mir ziemlich weit abgetrieben worden, allerdings näher am Ufer. Nur bekam er keinen Halt, die Beine wurden ihm von den zurücklaufenden Wellen ständig weggerissen, denn er versuchte, ebenso wie ich sich an einen Felsen zu klammern.

Der Kommissar kam nicht mehr dazu. Plötzlich erschien über ihm und dabei einen Halbbogen schlagend einer der gewaltigen Tentakelarme des Monstrums Skylla. Ich erkannte auch das Gesicht. Es gehörte der jungen Deutschen. Zusammen mit dem Arm fiel es auf Will nieder.

Ich schrie ihm eine Warnung zu.

Meine Stimme wurde vom Rauschen des Wassers übertönt.

Will merkte die Gefahr, als er ihr nicht mehr entwischen konnte.

Er schlug noch um sich, traf auch das Gesicht, einen größeren Erfolg erzielte er nicht.

Wie eine dicke Fessel wand sich der Arm um seine Hüfte, wurde noch stärker zugezogen, und der Kommissar schwebte einen Moment später über dem Wasser. Dabei sehr dicht unter dem Kopf der Schlange, so daß er, wäre es ihm möglich gewesen, in das Gesicht hätte greifen können.

Selbst aus der relativ großen Distanz erkannte ich die Angst in seinen Zügen, den stummen Schrei nach Hilfe, der sich dort abzeichnete, aber ihn konnte keiner retten.

Der Tentakelarm raste nach unten.

Mir stockte fast der Herzschlag, denn es sah so aus, als würde sein Kopf im nächsten Augenblick auf einem der Felsen zerschmettert.

Eine optische Täuschung. Die beiden Gesichter verschwanden im schäumenden Wasser, und ich hockte allein auf dem Felsen.

Bis zu dem Augenblick, als es auch mich erwischte. Wahrscheinlich hatte ich mich von Will Mallmanns Schicksal zu sehr ablenken lassen, jedenfalls war *es* zwei anderen Armen gelungen, sich hinter meinem Rücken lautlos aus den Fluten zu schieben..

Und sie griffen zu.

Einer in Höhe der Hüfte. Er preßte mir noch die Arme gegen den Körper, und der andere Tentakel umfaßte mich dort, wo der Hals endet und die Brust anfängt. Durch einen heftigen Ruck flog ich nach hinten, wurde von meinem Sitzplatz weggerissen, landete wieder im Wasser und dachte nur daran, daß ich mich aus eigener Kraft nicht mehr befreien konnte.

***

Vor ihr der tiefe Schacht, hinter ihr der lange Labortisch und Bonzo, der Stumme!

Viel Auswahl blieb Glenda Perkins wahrlich nicht, und sie fühlte sich wie in einer Folterkammer stehend. Wenn sie die Augen senkte und in den Schacht starrte, hatte sie das Gefühl, fliegen zu können.

Da vereinigten sich bei ihr Höhen- und Tiefenangst. Glenda konnte es nicht sehen, sie spürte nur, daß immer mehr Blut aus ihrem Gesicht strömte und sie blasser wurde.

Sie drehte sich um.

Das alte Gewölbe besaß zu wenige Fenster, um erhellt zu werden, dennoch reichte die graue Helligkeit aus, um den Mann zu sehen, vor dem sie sich so fürchtete.

Bonzo!

Auch jetzt trug er seine dunkle Brille. Die schwarzen Gläser wirkten auf Glenda Perkins wie böse Augen, in denen ein Gruß aus der Hölle schimmerte.

Bonzo hatte seine Hände zu Fäusten geballt. Er tat nichts, er stand nur da. Wahrscheinlich hatte er von seiner Herrin den entsprechenden Befehl bekommen oder wartete erst neue ab.

»Ist sie da?« Die Stimme der Marquesa hallte durch den langen Raum. Sie selbst war nicht zu sehen, von Bonzo bekam sie keine Antwort, und Glenda schwieg ebenfalls.

»Ich komme!«

Sie fügte noch ein Lachen hinzu. Glenda schüttelte sich. Es war ein Schauer der Kälte, die sie durchrieselte und sich auch mit ihrer Angst vermischte.

Bonzo setzte sich in Bewegung. Er konnte fast lautlos gehen und nahm eine andere Stellung ein. An der gegenüberliegenden Schmalseite des langen Labortisches baute er sich auf. Dort blieb er stehen, ohne sich zu rühren. Ein stummer Wächter, der auf Befehle wartete.

Glenda durchschaute seinen Plan sofort. Die Stelle, wo Bonzo jetzt stand, war äußerst günstig für ihn. So konnte er die beiden Seiten des langen Labortisches im Auge behalten und nahm der Gefangenen damit jede Fluchtchance.

Hinter ihm flackerten plötzlich Kerzenflammen. Die Marquesa trug den dreiarmigen Leuchter. Sie hielt ihn so hoch, daß die Flammen an die Decke verschwommene Kreise malten.

Sehr langsam kam sie herbei. Unter ihren Fußsohlen knirschten kleinere Steine. Bonzo geriet ebenfalls in die Lichtkreise. Sein Gesicht wirkte wie eine rötlichgelbe Maske, in der sich nichts rührte.

Die Marquesa stellte den Leuchter ab. Er fand seinen Platz zwischen den zahlreichen Glasgefäßen auf dem Labortisch und erhellte ihn bis über die Hälfte seiner Länge.

»Du hast den falschen Weg gewählt«, erklärte die Marquesa.

»Wer sich einmal in meinem Schloß befindet, entkommt mir nicht mehr, wenn ich es nicht will.«

»Das habe ich bemerkt«, erwiderte Glenda.

Die Adelige lachte. »Weshalb dann die Umstände? Ich wollte dich haben, jetzt habe ich dich, und der Schacht ist tief genug, um auch deinen Kadaver zu schlucken.«

Glenda erschrak über die harten Worte der Frau. »Wie auch die anderen sechs?« fragte sie.

»Nein, da irrst du dich. Sie sind zwar tot, aber nicht der Schacht hat sie gefressen. Diese Mädchen waren als Opfer ausersehen. Das mußte ich so halten.«

»Für die Schlange, nicht?«

Die Marquesa stand im Schein der drei Kerzen, und Glenda Perkins sah ihr Nicken. »So ist es. Skylla brauchte die sechs Menschen. Ich merke schon, daß du dich gut informiert hast. Eigentlich zu gut für eine Rucksack-Touristin. Wer bist du wirklich?«

»Glenda Perkins.«

»Das habe ich mir gedacht. Aber wo kommst du her? Du bist nicht so harmlos, wie du dich ausgegeben hast.«

»Nein, das nicht.«

»Dann sag es!«

Glenda sah nicht ein, aus welchem Grund sie die Wahrheit verschweigen, sollte. Deshalb erklärte sie mit fester Stimme: »Ich bin gekommen, um dir das Handwerk zu legen!«

Die Marquesa lachte. »Das Handwerk zu legen?« wiederholte sie.

»Ausgerechnet du? Das kann ich nicht glauben.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, wer ist schon so wahnsinnig und kommt freiwillig her? Bist du eine Selbstmörderin?«

»Bestimmt nicht.«

»Es kommt mir so vor, denn jede, die ich hier hatte, lebt nicht mehr. Skylla brauchte sie.«

»Sechs Mädchen?« fragte Glenda.

»Ja, sechs. Denn die Schlange hat sechs Tentakel. Sie ist eine Mischung aus Schlange und Krake. Ein für Menschen furchtbares Geschöpf, ein Seemonstrum, über das viel erzählt wurde. Schon im Altertum hat man Skylla gesichtet, wie sie die Küsten des alten Italiens unsicher machte. Aber sie lebt auch heute.«

»Die hat es doch nie gegeben!« wiedersprach Glenda.

»O doch, es gab die Skylla.«

»Und sie hat bis heute überlebt?«

»Stell dir mal vor, das hat sie. Oder nicht?« Die Marquesa kicherte. »Ich weiß nicht, ob es das gleiche Ungeheuer ist wie damals. Es war mir auch egal. Ich wollte etwas anderes von ihr. Und weißt du was,

kleine Glenda Perkins?«

»Nein!«

»Das hättest du dir leicht denken können. Jugend, Frische. Ich wollte nicht älter werden, deshalb habe ich Skylla beschworen und ihr die sechs Opfer zugeführt.«

»Aber sie gab dir nichts zurück!« schrie Glenda plötzlich, die das nicht begreifen konnte, weil es einfach so furchtbar war. Nur um Jugend und Frische zu bekommen, konnte man doch nicht einfach sechs junge Menschen töten. »Schau dich nur an, du alte Vettel. Ein Weib bist du! Ein widerliches verhärmtes Weib. Niemals wirst du das zurückerhalten, was ich noch besitze…«

»Irrtum. Ich habe es schon!«

»Sieh in den Spiegel, Marquesa!«

Die Adelige schüttelte den Kopf. »Das habe ich nicht nötig. Ich weiß, daß ich die Jugend zurückbekommen habe. Schau dir diesen Labortisch an. Sieh auf die Flaschen. Sie enthalten fast alle eine Tinktur oder Flüssigkeit…«

Glenda ließ ihren Blick über die Gegenstände gleiten. Die Marquesa hatte recht. Leere Gefäße gab es kaum. Die Glasbehälter enthielten eine dunkle Flüssigkeit. Sie also sollte der Frau Jugend, Schönheit und Frische zurückgeben. Kaum zu fassen.

»Na, hast du es gesehen, Glenda? Sechs Behälter sind es, wenn du sie nachzählst. Es waren auch sechs Mädchen, und Skylla besitzt sechs Arme. Für jedes Tentakel ein Mädchen. Ich warf ihre Körper dem Kranken vor. Skylla nahm sie an, sie saugte sie aus, sie nahm ihnen die Frische und die Jugend, denn sie ist eine magische Gestalt. Ein Wesen, das über sich nur die Hölle weiß. Und auch der Teufel stellt etwas Besonderes dar, wie ich schon erwähnte.«

Allmählich kam Glenda hinter den Plan. Sie hatte bisher angenommen, daß die Mädchen einen sinnlosen Tod gestorben waren. Er blieb auch jetzt noch in ihren Augen sinnlos, aber nicht in denen der Marquesa. Sie hatte damit einen bestimmten Plan verfolgt und war bereit, ihn noch weiter auszubauen.

»Willst du noch mehr hören, bevor ich dich töten lasse?« fragte die Marquesa.

»Meinetwegen.« Glenda gab ihrer Stimme einen gleichgültigen Klang, wobei sie in Wirklichkeit voller Verzweiflung nach einem Ausweg aus dieser Misere suchte.

»Ich habe die sechs Mädchen also geopfert. Skylla nahm die Opfer dankbar an, und sie gab mir das, für das ich mein Leben lang geschwärmt hatte: Jugend und Schönheit. Jedes ihrer Tentakel strömte eine blaue Tinktur aus, die von mir aufgefangen wurde und die ich als Elixier der Jugend bezeichnen will. Erst durch die sechs toten Mädchen gelang es Skylla, die Tinktur zu produzieren. Das ist

das ganze Geheimnis. Es sieht so schwierig aus und ist doch so einfach.«

Das gab auch Glenda zu. Sie hätte nie gedacht, daß eine so große Raffinesse hinter diesen Vorgängen stecken würde. Es war schon ein kleines Phänomen.

»Jetzt frage ich dich, Glenda, was willst du gegen mich noch ausrichten?«

»Ja, es sieht nicht gut aus.«

»Stimmt. Aber du hast Skylla nie gesehen – oder doch?« fragte die Marquesa.

»Auf einem Bild.«

Die Adelige zuckte zusammen. »Wieso auf einem Bild? Hat man sie gemalt?«

»Fotografiert.«

»Und wer?«

»Ein Kollege von mir aus London. Er arbeitet übrigens bei der gleichen Firma wie ich.«

Die Marquesa ging einen Schritt vor. »Ist das zufällig die Polizei?«

»Sogar Scotland Yard.«

Erst wollte sie lachen. Glenda vernahm bereits die krächzenden Laute, dann wurde ein Schimpfen daraus, das in einer Frage endete:

»Dieser Typ auf dem Boot – gehört er auch zu dir?«

»Sicher.«

»Wer ist es?«

»Zwei sind es«, antwortete Glenda. »Zwei Polizisten. Der eine kommt aus Deutschland. Er befindet sich auf der Spur einer gewissen Jutta Liebig, die auch zu deinen Opfern gehört hat. Der andere ist John Sinclair, mein unmittelbarer Vorgesetzter und…«

»Der Geisterjäger?«

»Genau.«

Die Marquesa sagte nichts mehr zu Glenda. Sie wandte sich an ihren stummen Diener und redete so heftig und schnell auf ihn ein, daß Glenda kein Wort verstand. Einige Male fiel der Name Sinclair.

Bonzo nickte.

Die Antwort mußte der alten gereicht haben. Sie wandte sich wieder Glenda zu. »Hat er hier in der Nähe nicht gegen den Unhold gekämpft? Ich fragte Bonzo, und er nickte.«

»Das stimmt.«

»Dann weiß ich, wer er ist.«

»Das freut mich«, erwiderte Glenda. »Es wird Ihnen somit klar sein, daß Sie es verdammt schwer haben werden. John Sinclair ist bisher durch tausend Höllen gegangen. Er hat sie alle geschafft, und er wird auch dich schaffen, du Vettel.«

»Nein!« brüllte die Marquesa. Ihr Mund klappte dabei auf, als hätte

man die beiden Kiefer auseinandergerissen. »Diesmal nicht. Skylla ist stärker. Sie wird ihn längst entdeckt und auch festgestellt haben, daß erzu ihren Feinden zählt. Weißt du, was dann geschieht? Das will ich dir sagen. Sie wird zupacken, sie holt ihn sich, und sie holt sich auch den anderen, diesen Deutschen. Hast du gehört?«

»Ja.«

»Und jetzt sag mir, welch eine Chance du noch hast? Keine. Ich wollte dir Skylla zeigen, aber du bist ja geflohen. Hättest du sie gesehen, wäre dir jeder Gedanke an Flucht genommen worden. Sie holt alle. Zudem stehst du günstig. Dieser Schacht ist der Zugang zu ihr, zu einer Höhle und zum Meer. Wenn ich dich hineinstoßen lasse, wirst du sterben. Vielleicht aber hast du Glück und bekommst in den letzten Sekunden deines Lebens noch Skylla zu sehen. Ich würde es dir gönnen, da dieser Anblick umwerfend ist.«

Glenda nickte. »Für dich vielleicht…«

»Willst du denn nicht die sechs Frauenköpfe sehen?«

»Verzichte.«

Die Marquesa nickte, als wollte sie sich selbst eine Antwort geben.

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Die Knöpfe sind nichts für schwache Nerven, obwohl ich sie als sehr wertvoll bezeichnen möchte. Sie haben mir alles gegeben.« Nach diesen Sätzen hob die Marquesa die Schultern. »Bonzo wird zu dir kommen und dich in den Schacht schleudern. Los, Bonzo, geh und hol sie dir!«

Das ließ sich der Stumme nicht zweimal sagen. Für Glenda wurde es bedrohlich.

Okay, Bonzo konnte nur an einer Seite des Teiches entlanglaufen.

Wenn sie schnell genug war, entwischte sie ihm vielleicht an der gegenüberliegenden.

Das waren Theorien, denn die verschlossenen Türen redeten eine deutliche Sprache, und sich mit dem vollen Körpergewicht durch die Fenster werfen, war auch nicht gerade Glendas Fall. Das konnte sehr leicht mit einer aufgeschnittenen Kehle enden.

Gab es noch eine Lösung?

Glenda hatte bereits einiges an Abenteuern hinter sich. Da brauchte sie nur an die Dämonenfalle Rom zu denken, wo sie in die Zeit der alten Römer zurückgeschleudert worden war. Auch da war sie wieder entwischt, wenn auch durch John Sinclairs Hilfe.

Hier aber mußte sie sich auf sich selbst verlassen.

Eine Schußwaffe hatte sie bewußt nicht mitgenommen. Nun ärgerte sie sich darüber, denn die Marquesa hatte sie durchschaut.

Und sie sah auch genau hin, wie sich Bonzo relativ langsam in Bewegung setzte und auf sein Opfer zuschlich.

Jugend, Schönheit und Frische wollte diese Frau zurückhaben.

Für diese drei Dinge war sie bereit, auch über Leichen zu gehen, das

hatte sie bewiesen.

Eine magische Tinktur, entnommen aus den Körpern junger Mädchen sollte dafür sorgen, daß aus ihr eine andere wurde. Und diese Flüssigkeit stand vor Glenda auf dem Tisch.

Plötzlich wußte sie Bescheid.

Sechs Mädchen waren es gewesen.

Die gleiche Anzahl von Gefäßen sah sie auch, und sie griff blitzschnell zu. Ihre Hände umfaßten zwei der sich nach oben verjüngenden Glaskolben, rissen sie hoch, und sie schrie der Marquesa die nächsten Worte entgegen.

»Da, sieh her!«

Dann ließ sie die Kolben fallen…

***

Der Griff war da, und mir gelang es nicht, ihn zu sprengen. In diesen Tentakelarmen steckte eine zu große Kraft, die mir, wenn sie wollte, die Knochen zerquetschen konnte.

Ich stand Fürchterliches durch, als sich die Wogen über meinem Körper schlossen und ich in die Tiefe gerissen wurde. Vor meinem geistigen Auge sah ich schreckliche Bilder. Ich dachte an die alten Geschichten und Legenden, die ich gelesen hatte. Seeleute erzählten von ihren Begegnungen mit furchtbaren Ungeheuern und hatten plastisch geschildert, wie die Monstren aus der Tiefe des Meeres sich die Leute geholt hatten. Sie waren vom Deck ihrer Schiffe geraubt und in die Tiefe gezerrt worden, wo sie elendig ertranken.

So sollte es auch Will Mallmann und mir ergehen.

Das Wasser umgab mich wie ein gläsernes, trotzdem ausbruchsicheres Gefängnis. Mir war es zum Glück gelungen, noch einmal Luft zu holen, bevor das Wasser über mir zusammenschlug. Nun preßte ich die Lippen hart zusammen, hielt dabei die Augen weit offen und starrte in den mich umgebenden Wirrwarr aus dunklen, gläsernen Farben, Wogen und Strömungen, aus denen hin und wieder huschend und schattengleich ein Gesicht auftauchte.

Das des Mädchens aus England.

Es blieb nie länger als eine Sekunde in meinem Blickfeld, ich vergaß es auch sehr bald, da meine eigenen Probleme ständig größer wurden.

Der Luftmangel und der Druck um meinen Körper machten mir zu schaffen. Lange konnte ich das nicht mehr aushalten. Irgendwann würde ich, einem Zwang folgend, den Mund aufreißen. Dann drang Wasser in meinen Rachen und mir stand ein qualvoller Erstickungstod bevor!

Das Monstrum blieb nie ruhig. Es bewegte seinen gewaltigen Unterkörper ebenso wie die Tentakelarme, nur schleuderte es die nie aus dem Wasser hervor, so daß ich nie die Chance bekam, nach Luft

zu schnappen. Wohin ich mich mit dem Monstrum wälzte, konnte ich nicht feststellen. In dieser Lage eine Richtung anzugeben, war einfach unmöglich. Ich mußte mich einfach treiben lassen.

Der Luftmangel nahm zu.

Ein Stechen und Hämmern quälte meine Brust. Es steigerte sich zu einem gewaltigen Druck, so daß ich das Gefühl hatte, zerquetscht zu werden. Eine furchtbare Vorstellung.

Hinzu kam die Angst.

Sie füllte meinen Körper aus wie ein gewaltiger Stein, und ich wunderte mich darüber, daß es mir noch immer gelang, den Atem anzuhalten. Eigentlich hätte ich schon längst den Mund aufreißen und nach Luft schnappen müssen.

Noch hielt ich die Lippen geschlossen…

Bis zu dem Augenblick, als mich Skylla wohl nicht mehr wollte.

Jedenfalls schleuderte sie mich aus dem Wasser. Zuerst begriff ich es nicht, bis mich die kühlere Luft traf, ich feststellte, daß ich wieder atmen konnte.

Frische, klare Luft.

Ich keuchte, röchelte und würgte gleichzeitig. Unter mir fühlte ich die Härte des Bodens, das rauhe Gestein, in das ich meine Finger krallte, und ich blieb liegen, ohne mich zu rühren. Ausgepumpt, einfach leer und fertig mit den Nerven, zudem am Ende der körperlichen Kraft.

Aber ich lebte!

Skylla hatte mich ausgespien, abgegeben, vielleicht wollte sie mich nicht mehr, aus welchem Grund auch immer. Irgendwie konnte ich ihr dankbar sein.

Ich hörte ein Husten.

Nicht ich hatte es ausgestoßen, jemand anderer. Es klang so, als hätte sich der Mann verschluckt. Zwischen den einzelnen Hustenstößen hörte ich auch sein Schimpfen.

Die Stimme kannte ich.

Das war Will Mallmann!

Auch der Kommissar hatte diese schreckliche Unterwasserreise überlebt, und als er nach mir rief, bekam er eine Antwort.

»Dann gibt es dich auch noch, John!«

»Ja, ich habe ihr wohl nicht geschmeckt.«

»Du bist auch kein Mädchen.«

»Seien wir froh, daß Skylla so wählerisch ist.«

»Stimmt«, gab Will zu. »Nur würde ich gern wissen, wo sie uns hingeschafft hat. Ich habe das Gefühl, auf einem großen Teller zu liegen. Gewissermaßen als Nachtisch für Skylla.«

Mit der ersten Bemerkung hatte Will den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch mich interessierte es, wo wir gelandet waren. Wenn

ich die Augen öffnete, sah ich nämlich nichts. Nur diese verdammte Dunkelheit, die uns umgab.

Dem Gefühl nach und einem Echo lauschend, für das sich das Rauschen des Wassers verantwortlich zeigte, glaubte ich sogar, mich in einer Höhle zu befinden.

Irgendwo unter den Felsen mußte ich liegen, eingesperrt in eine Unterwasserhöhle.

Wäre ich eine Katze gewesen, hätte ich es besser erkennen können, so aber starrte ich hinein in die Finsternis, hustete hin und wieder und hörte Schritte, als Will Mallmann kam.

»Ich hätte gern eine Lampe mitgenommen«, erklärte er. »Aber das war in der Kürze der Zeit nicht möglich.«

»Dafür habe ich eine.«

»Sag bloß, du meinst deinen komischen Stift.«

»Besser als nichts.«

»Ja, stimmt auch wieder.«

Ich ließ meine Hand in die klamme Hosentasche gleiten und fühlte auch nach, ob noch alle Waffen vorhanden waren. Zum Glück hatte ich nichts verloren. Ich trug die Beretta ebenso bei mir wie das Kreuz. Sehr vermißte ich den Bumerang. Exakt geschleudert, hätte die »Banane« sicherlich einige Tentakel zerteilt.

Viel sahen wir nicht im Schein der Leuchte. Ich drehte die Hand in einem Halbkreis, so daß der Stahl auch über die dunkle Wasserfläche griff und sich später verlor. In die Höhe richtete ich den Strahl ebenfalls. Irgendwann traf der kleine Lichtfinger auf nasses Gestein.

Will und ich wußten, was das zu bedeuten hatte. Wir waren in einer Höhle gelandet.

»Das ist ein Ding«, flüsterte der Kommissar. »Hat uns Skylla in eine Unterwasserhöhle geschleppt. Wie toll.«

»Ob es wirklich so toll ist, wird sich noch herausstellen«, gab ich zur Antwort und beobachtete die anrollenden Wellen gegen den mit Steinen und Kies bedeckten Boden, auf dem wir standen.

»Sieht mir nach Skyllas Reservelager aus«, meinte der Kommissar, als er sich im Schein der kleinen Leuchte umgeschaut hatte. Will hatte nicht einmal laut gesprochen, dennoch hatte seine Stimme einen hallenden Klang bekommen, als hätte er in einen Trichter geredet.

»Kannst du nicht noch mal in die Höhe leuchten, John?« fragte er.

Ich tat ihm den Gefallen. So klein die Lampe auch war, eine gewisse Lichtstärke besaß sie schon. An einigen Stellen über uns traf der Strahl auch auf Widerstand, an anderen jedoch verlor er sich in der Düsternisüber unseren Köpfen.

»Das ist ein Schacht«, sagte Will. »Habe ich mir doch gedacht.« Er lachte leise. »Wenn du mich fragst, würde ich sagen, daß er genau ins Schloß der Marquesa führt.«

»Wie kommst du darauf?«
»Nur so.«
Der Kommissar hatte recht. Es war tatsächlich ein Schacht, in dessen Ende ich hineingeleuchtet hatte. Ich bewegte meine Hand, verfolgte den kleinen Strahl und erkannte, daß er links und rechts auf Widerstand traf. Allerdings standen die beiden Wände ziemlich weit auseinander. Vielleicht paßte dort sogar der Körper eines Seemonstrums durch.
Ich legte meinen Kopf weit in den Nacken, um so hoch wie eben möglich blicken zu können. Das Ende des Schachts sah ich zwar nicht genau, aber dort tat sich etwas, denn ich entdeckte einen helleren Schein, der sich bewegte und von flackernden Kerzen abgegeben werden mußte. Der Schein war sehr schwach und gab uns das Rätsel auf, was sich dort oben wohl befinden könnte.
»Ein Raum des Schlosses«, meinte Will.
»Klar. Wenn die Marquesa mit dem Monstrum in Verbindung steht, muß sie irgendwie zu ihm kommen.«
»Durch den Schacht?« fragte Will.
»Weshalb nicht?«
Der Kommissar schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, John. Ich denke eher daran, daß es umgekehrt sein wird. Wahrscheinlich kommt das Monster zu seiner Herrin.«
»Ist auch möglich.«
Wir allerdings hatten nichts davon. Keiner von uns sah irgendwelche Steigleitern an den Schachtwänden, und so waren wir gezwungen, untätig zu bleiben und zunächst einmal abzuwarten.
Das Wasser floß innerhalb der Höhle nicht ab. Es mußte aus der Tiefe her hineingedrückt werden, bekam auch stets Nachschub, denn stets rollten Wellen herein.
Nur Skylla kam nicht.
Der Kommissar wurde ungeduldig. »Ich sehne mich zwar nicht gerade nach diesem Monstrum, allmählich könnte es sich schon zeigen. Irgendwie muß es doch weitergehen.«
Ich deutete auf das Wasser. »Es bleibt dir unbelassen, Will. Du kannst ja tauchen.«
Er lachte auf. »Den gleichen Weg zurück?«
»Nur freiwillig.«
»Das wäre die letzte Möglichkeit.«
»Für mich nicht, Will. Vergiß nicht, daß wir zwar hier allein sind, im Prinzip aber noch jemand zu uns gehört und möglicherweise auf unsere Hilfe hofft Ich möchte Glenda Perkins auf keinen Fall im Stich lassen. Deshalb muß ich es versuchen.«
Mallmann nickte. »Wenn du die Sache so siehst, hast du recht. Ich frage mich nur, weshalb uns Skylla in dieser Unterwasserhöhle

geschleppt hat?«

»Vielleicht bekommen wir es noch heraus.«

Jede Diskussion über dieses Problem war unnötig, denn das Wasser vor uns in der unterirdischen Höhle geriet in Bewegung. In seiner Tiefe mußte etwas lauern, das nun hervorkam.

Da wir zu nahe am Wasser standen, war es besser, zurückzuweichen. Deshalb liefen wir fast bis an den Rand der Höhle. Ich hatte die Lampe nicht ausgeknipst, so konnten wir wenigstens etwas sehen, was sich vor unseren Augen abspielte.

Der See brodelte, die Wellen schlugen hoch, klatschten gegen das Ufer oder die kahlen Felswände, die ihm von drei Seiten her einrahmten. Schaumstreifen quirlten wie perligen Luftschlangen über die Oberfläche und blitzten auf, wenn sie vom fingerdicken Strahl meiner kleinen Lampe erwischt wurden.

Da konnte nur Skylla erscheinen. Wenn ich daran dachte, fühlte ich mich nicht besonders wohl, und Will Mallmann erging es ebenso, das sah ich seinem Gesicht an.

Sie kam…

Auf einmal wurde das Wasser wild und unruhig. Es schäumte und quirlte in die Höhe. Gischtwolken spritzten auf, wurden zu langen Fontänen, fielen wieder zurück und vereinigten sich mit dem bewegten Wasser.

Ich hielt die Lampe ruhig und sah den Körper.

Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung schoß das krakenähnliehe Geschöpf aus den Fluten, wobei wir die Gesichter nicht einmal sahen, denn es hatte seine dicken Tentakel gesenkt, so daß wir von den Gesichtern nichts erkennen konnten.

Dafür den Körper.

»Gott, ist das ein Brocken!« flüsterte der Kommissar und schaute zu, wie der schwere, nasse Körper immer höher aus den Fluten stieg und sich sogar an den schmalen Strand der Unterwasserhöhle rollte.

Wir staunten, sahen dann seine Tentakel, die sich allmählich und auch sehr langsam von seinem Körper lösten und sich in die Höhe stemmten.

Jetzt konnten wir die Gesichter anschauen.

Ob sie von innen leuchteten oder nicht, war nicht genau festzustellen.

Jedenfalls besaßen sie eine gewisse Blässe, die auch in der Finsternis der Höhle zu erkennen war.

Sechs Mädchengesichter. Ohne eine Spur von Leben und Gefühl.

Starre, tot wirkende Augen, blasse Lippen, eine weiße, weiche und grünliche Haut, das war alles, was von den Verschwundenen zurückgeblieben war.

Furchtbar…

»Was willst du machen, John? Es sind sechs Gesichter. Sechs Silberkugeln…«
»Noch nicht.«
»Weshalb nicht?«
»Nenne es meinetwegen Skrupel, was auch immer. Ich traue mich einfach nicht oder bringe es nicht fertig, eine geweihte Silberkugel in ein Gesicht zu schießen.«
»Soll ich?«
»Nein. Ich habe das Gefühl, als würde dieses Monstrum auf etwas bestimmtes warten.«
»Hoffentlich nicht zu lange.«
Es war auch für uns eine nicht alltägliche Situation, einem solchen Monstrum gegenüberzustehen. Wieso alles gekommen war und dieser Krake überhaupt zu einer solchen Größe hatte anwachsen können, war mir unbekannt. Die Gesichter, in die wir direkt hineinschauen konnten, kannten wir. Es gehörte einmal zu dem englischen Mädchen namens Mary Stallock, und daneben leuchtete das der Deutschen Jutta Liebig.
Und genau die beiden erwischte es.
Ich wollte es nicht glauben. Vor unseren Augen verzerrten sie sich, aber nicht nur das, sie fielen auch auseinander. Knochen, Haut, Sehnen und Fleisch wurden zu einer Masse, die von innen, aus dem Krakenarm Druck bekam und von einer dunkelblauen Flüssigkeit überspült wurde.
Bis vor unsere Füße wurden die Reste geschleudert, während die beiden Tentakel langsam schrumpften.
Will Mallmann schüttelte den Kopf. »Ich habe nichts getan, du ebenfalls nicht, John. Verstehst du das?«
»Nein…«
»Und wie soll es weitergehen?«
»Das werden wir sehen…« Eine bessere Antwort fiel mir nicht ein, denn ich hatte das Gefühl, als würde hier ein Spiel ablaufen, dem wir nur als Statisten beiwohnten …

***

Das scharf und gellend geschriene »Nein!« der Marquesa vermischte sich mit dem Platzen der beiden Gefäße, die auf den Boden schlugen. Ohne es direkt zu wissen, hatte Glenda mit ihrer Aktion den Nerv der Adeligen getroffen; die Schwachstelle in ihren Plänen war gefunden!
Sie dachte natürlich nicht daran, aufzuhören, ihre Arme reagierten blitzschnell, als sie die nächsten beiden Gefäße packte und die in die Höhe hielt.
Die Marquesa sprang vor. »Bei allen Teufel, laß es sein!« schrie sie Glenda entgegen. »Laß sie nicht los!«

»Und wenn doch?«
»Halte sie fest!«
»Sag dem Stummen, daß er stoppen soll!«
Bonzo war einfach weitergegangen.
»Bleib stehen, Bonzo!«
Der Stumme gehorchte. Sehr weit stand er von Glenda nicht mehr entfernt. Sie mußte sich erst einmal darüber im klaren werden, daß eigentlich sie es war, die jetzt die Bedingungen stellen konnte. Für die alte Marquesa war die Tinktur lebenswichtig. Nur sie konnte ihr die Frische und Jugend zurückgeben. Zwei Glaskolben waren schon zerstört worden, zwei weitere hielt Glenda in der Hand, nur noch die letzten beiden standen noch frei auf dem Tisch.
Die Marquesa kam vor. Sie sah aus, als wäre sie noch weiter gealtert. Schüttelfrost peitschte ihren Körper. Schwer holte sie Atem.
Der schmale Mund zuckte, und ihr Blick hatte einen fast flehenden Ausdruck angenommen. Weit hielt sie die Augen geöffnet. In den Pupillen spiegelte sich das Licht der Kerzen. Die unnatürliche Beleuchtung sorgte dafür, daß die Marquesa noch unheimlicher und gieriger aussah, denn sie streckte die Arme aus, um nach den beiden letzten Gefäßen auf dem langen Labortisch zu greifen.
Dagegen hatte Glenda einiges. »Finger weg!«
»Nein, ich…« Die Marquesa wollte sie nicht. Geduckt stand sie da und stierte Glenda an.
»Soll ich sie fallen lassen?« fragte die dunkelhaarige Engländerin mit ruhiger Stimme.
»Nein, auf keinen Fall. Nein!« Die Adelige wurde fast wahnsinnig. Sie schüttelte den Kopf und zog sich gleichzeitig zurück, so daß sie nicht mehr in unmittelbarer Nähe der beiden Gefäße stand.
Glenda war zufrieden. Dennoch wußte sie, daß sie auf die Dauer den kürzeren ziehen würde, wenn ihr nicht etwas einfiel. Schließlich konnte sie nicht bis zum nächsten Tag hier im Labor stehenbleiben und die Gefäße festhalten.
»Ich halte also deine Jugend in den Händen, alte Frau«, sagte Glenda.
»Ja, ja…« Sie nickte heftig.
»Und was befand sich in den ersten beiden Flaschen? Auch deine Jugend, Marquesa?«
»Ja, jawohl.«
Über diese Antwort war Glenda erstaunt. Sie hatte damit nicht gerechnet, und hob die Schultern. »Ich verstehe es nicht! Wie kann…?«
Mit einer schroffen Handbewegung unterbrach Eleonora Frascetti sie. Die Adelige wollte aussagen und erklärte es Glenda mit leidenschaftlichen Worten.
»Jedes Mädchen, das ich Skylla geschickt habe, gab dem Kraken

einen Teil ihrer Jugend ab. Die Schönheit, die Frische, die Straffheit des Körpers und der Haut, das neue Blut, die kräftigen Haare und Nägel und zum Schluß die Kraft der Jugend. So ist es gewesen, so muß es auch weiterhin sein.«

Glenda lächelte kalt. »Nur habe ich zwei Flaschen zerstört. Welche Eigenschaften waren es?«

»Das neue Blut und die Frische.« Ächzend drang die Antwort aus dem Mund der Marquesa. »Sie kann ich nicht mehr zurückholen. Es gibt kein zweitesmal, der Krakenzauber ist vorbei…«

»Dann war es nicht die Skylla aus der griechischen Sage – oder?«

»Nein, ich habe von einem Krakenzauber gehört und gelesen. Ihn setzte ich ein. Das Monstrum wuchs zu einem Riesen heran, und es war mir dankbar. Ich gab ihm die Opfer. Es nahm ihnen die Kraft und die herrlichen Eigenschaften…«

»Wo befindet sich Skylla?«

Die Marquesa hatte sich aufgerichtet. Nach Glendas Frage sackte sie wieder zusammen und stützte sich mit beiden Händen auf dem Labortisch ab.

»Hinter dir!« hauchte die alte Frau. »Genau hinter dir. Sie wird verletzt sein…«

»Wenn ich mich umdrehe, sehe ich sie?«

»Nein, du mußt schon in den Schacht springen.«

Glenda lachte. »Und am Boden zerschmettert liegenbleiben, nicht wahr?«

»Das Risiko mußt du eben eingehen…«

Glenda wechselte das Thema. »Wieso ist sie verletzt? Wer hat ihr diese Verletzung beigebracht?«

»Du!«

Glenda lachte. »Das kannst du mir nicht erzählen. Wie sollte ich es geschafft haben…«

»Du hast die beiden Gefäße zerstört. Das hat sie dir übelgenommen. Zwei ihrer Köpfe sind damit auch vernichtet worden.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Glenda begann zu lachen. »Das ist wunderbar. Wenn ich die Gefäße fallenlasse, werden wieder zwei Schädel zerstört und damit deiner Skylla noch mehr Kräfte genommen.«

»So ist es.«

»Danke für den Tip. Ich hätte nicht gedacht, daß mir so etwas Gutes passieren würde. Nun ja…«

Die Marquesa hob den Kopf. »Sei dir nicht so sicher. Auch wenn du alle Gefäße zerstörst, bleibe ich am Leben. Bonzo ebenfalls und er wird dich töten…«

»Das glaube ich nicht, denn du hängst viel zu sehr an deiner Jugend,

an deinem Leben…«
»Was willst du denn?« schrie die Marquesa. »Sag es endlich! Willst du Geld? Willst du in die Geheimnisse der Magie eingeweiht werden? Los, rede schon!«
»Keins von beiden.«
»Sondern?«
»Ich möchte endlich Gerechtigkeit. Du bist eine sechsfache Mörderin. Du sollst vor einem Gericht erscheinen und abgeurteilt werden. Das ist alles.«
»Und Skylla?«
»Muß getötet werden.«
Die Marquesa schüttelte den Kopf. »Das schaffst du nicht. Nein, das ist nicht möglich. So etwas kann dir nicht gelingen. Skylla wird leben, Skylla wird überleben, denn etwas hast du vergessen, kleine Glenda!«
»Was denn?«
»Deine beiden Freunde.«
Natürlich hatte Glenda sie nicht vergessen. Ihr war nur daran gelegen gewesen, das Thema nicht auf Will und John kommen zu lassen, weil so etwas ins Auge gehen konnte. Innerlich wurde sie nach dieser Antwort der Adeligen unsicher, äußerlich blieb sie gelassen. »Das ist ein Bluff. Meine Freunde werden sie nicht…«
»Du irrst dich wieder, Glenda.«
»Und wieso?«
»Sie befinden sich bereits in Skyllas Gewalt, denn ich stehe mit ihr in Kontakt und habe ihr auf telepathischem Weg den Befehl gegeben, sich die beiden zu schnappen. Das ist geschehen, Glenda. Sie haben keine Chance gehabt. Gegen die Kraft der Tentakel kommt kein Mensch an, auch nicht John Sinclair.«
»Ich brauche Beweise!«
»Die kannst du bekommen.«
»Und wo?«
»Dreh dich um, schaue in den Schacht und rufe die Namen deiner Begleiter.«
Glenda zögerte. Sie warf der Marquesa einen lauernden Blick zu.
Bluffte die Frau oder bluffte sie nicht. »Los, tritt an den Schachtrand und rufe…«
»Nein«, erklärte Glenda entschieden. »Nicht ich. Du wirst ihren Namen rufen. Außerdem will ich, daß Bonzo sich zurückzieht. Mir gefällt seine Anwesenheit nicht.«
Die Marquesa nickte. »Ich hatte es zwar anders gesehen, aber dein Wunsch ist mir Befehl. Ich werde hingehen und den Namen deiner Begleiter rufen.«
»Genau. Nimm nur den Weg an der anderen Tischseite und laß dir nur nichts einfallen.«

»Keine Sorge. Solange du die Gefäße festhältst, werde ich mich deinen Wünschen fügen«, erwiderte die Italienerin mit einem geheimnisvollen Lächeln auf den Lippen.

Glenda traute ihr nicht von der Hand bis zum Ellbogen. Die Marquesa würde alles versuchen, um das Blatt zu ihren Gunsten zu wenden. Noch waren nur zwei Gefäße zerbrochen, die anderen vier enthielten genügend »Stoff«, um dafür zu kämpfen.

Die Engländerin merkte auch, daß ihre Arme allmählich schwer wurden. Es bereitete ihr immer größere Mühe, die Glasgefäße zu halten. Deshalb war sie auch froh, daß sich Bonzo zurückzog und sie nicht mehr direkt beobachtete.

Auch die Marquesa schaute auf die Öffnung, während Glenda es riskierte und die beiden Gefäße wieder auf den Labortisch stellte, ohne sie allerdings loszulassen.

Eleonora Frascetti hatte den Rand des Schachts erreicht. Dort blieb sie stehen und bückte sich. Ihre Arme hatte sie ausgestreckt und die Handflächen gegen die Knie gedrückt.

»Ruf endlich!« verlangte Glenda.

»Moment noch.« Sie starrte in die Tiefe und lachte leise. »Ja, da unten sind sie.«

»Es ist doch finster…«

»Sehr richtig, nur leuchten die Köpfe wie fahle Monde. Ich sehe noch vier«, fügte sie leiser hinzu. »Zwei sind zerstört, aber die anderen reichen auch.«

»Ich will wissen, ob sich John Sinclair da unten befindet!«

Sie rief den Namen. Ihre Hände formten einen Trichter vor dem Mund. »Sinclair!« brüllte sie in die Tiefe hinein. »Sinclair? Hörst du mich…?«

Zunächst vernahmen beide nur das Echo.

Glenda wartete. Sekunden verrannen. »Wenn du geblufft hast, Eleonora, dann…«

»Hier!«

Es war ein schwacher Ruf, der Glendas Ohren erreichte, doch sie kannte die Stimme ihres Oberinspektors genau und wußte nun, daß er noch lebte.

Ein Stein fiel ihr vom Herzen!

Aber was war mit Will Mallmann? Hatte ihn vielleicht das Schicksal erwischt. »Da ist noch jemand!« rief sie der Marquesa zu. »Ich will wissen, ob er auch lebt.«

»Was soll ich rufen?«

»Frag ihn, ob Will Mallmann bei ihm ist?«

»Gut.«

Abermals vergingen einige Sekunden atemloser Spannung, bis die Antwort des Kommissars aus der Tiefe klang. »Ich lebe noch.«

Die Marquesa nickte, als sie sich umdrehte. »Bist du nun zufrieden?«

»Ja.«

»Dann gib die…«

Glenda schüttelte den Kopf. »Nichts gebe ich her. Das war erst Teil eins meines Plans. Es geht gleich weiter.«

Das Gesicht der Marquesa zeigte plötzlich Haß. »Was willst du denn noch, verflucht?«

»Die beiden hier oben haben.«

»Wieso?«

»Wenn du mit Skylla in Verbindung stehst, wird es dir kaum schwerfallen, sie darum zu bitten, die beiden durch den Schacht in die Höhe zu hieven. Oder reichen die Arme nicht aus?«

Glenda bekam keine Antwort. Sehr lang wurden sie angestarrt, und sie nahm mit der rechten Hand ein Gefäß hoch, um ihre Bereitschaft zur Zerstörung zu dokumentieren.

Die Adelige hob den rechten Arm. Mit der Hand winkte sie ab.

»Laß es, Glenda, ich tue dir auch diesen letzten Gefallen. Sie sollen hochkommen, sie werden hochkommen.«

»Und ich warte genau eine Minute!«

Die Marquesa drehte sich um. Wieder schaute sie in die Tiefe.

Diesmal allerdings legte sie beide Hände gegen die Schläfen und nahm einen konzentrierten Ausdruck an.

Glenda Perkins wußte, daß sie in diesen Augenblicken nicht nur unter einer immensen nervlichen Belastung stand, sondern auch mit dem Feuer spielte.

Hoffentlich verbrannte sie sich daran nicht…

***

Will Mallmann schaute mich erstaunt an.

»Wer hat da gerufen?« fragte ich.

»Hast du die Ruferin gekannt?«

»Nein!«

»Aber sie kannte unsere Namen.«

»Sicher. Ich frage mich auch, wer sie ihr zugeflüstert haben könnte.«

Will ging einen Schritt zur Seite und drehte sich dann im Kreis.

»Ich denke da an eine gewisse Marquesa Eleonora Frascetti. Wenn sie Glenda erwischt hat und sie entsprechend ausfragen konnte, ist es durchaus möglich, daß sie die Namen von deiner Sekretärin weiß. Oder nicht?«

»Das kann hinkommen.«

»Demnach müssen wir damit rechnen, Glenda in der Gewalt dieser verdammten Frau zu erleben.«

Das paßte mir nicht. Ich enthielt mich eines weiteren Kommentars. Dafür schaute ich in die Höhe, denn direkt über unseren Köpfen

begann der Schacht.

An seinem Ende sah ich den schwachen, sich bewegenden Lichtstreifen, und ich glaubte ferner, dort eine Gestalt zu sehen, deren Umrisse sich über dem Rand des Schachts abzeichneten.

Sie stand da und schaute in die Tiefe. War es die Marquesa Eleonora Frascetti?

»Dreh dich mal um, John!« Mallmanns Stimme unterbrach meinen Gedankenstrom.

Ich sah ihn und sah Skylla. Ihre vier noch übriggebliebenen Köpfe bewegten sich plötzlich, als hätten sie einen Befehl bekommen. Sie drehten sich dabei, als würde jemand eine für uns unhörbare Melodie spielen, die nur von dem Monstrum vernommen wurde.

Gleichzeitig blähte sich der Krakenkörper noch weiter auf. Ich wurde an Krol, den Krakengötzen und einen der Großen Alten erinnert. Auch seine Gestalt war immens gewesen, noch weitaus größer als Skylla, und er hatte das gläserne Grauen über uns gebracht.

Das Monstrum hier reagierte anders. Es peitschte seine Tentakel so plötzlich vor, daß wir nicht mehr rechtzeitig genug wegkamen.

Will erwischte es einen Moment früher als mich. Ich konnte mich zwar noch drehen, aber die harten Arme umschlangen mich trotzdem, drückten zu, und abermals befand ich mich in den Fängen, während ich sofort vom Boden in die Höhe gehievt wurde.

Auch Will schwang heran. Ich hörte ihn schimpfen. »Verdammt, John, hätten wir mal geschossen.«

»Wir holen es…«

Nein, das letzte Wort verschluckte ich, denn die Fangarme wollten uns nicht erdrücken, sie hatten etwas Bestimmtes mit uns vor.

Hätten sie uns sonst in den Schacht hineingedrückt?

Dabei streckten sie sich immer höher. Man konnte glauben, von einer langen Teleskopstange umwickelt worden zu sein, und unsere Reise stoppte auch nicht, als wir die Hälfte des Schachts hinter uns gelassen hatten.

Das Ziel war klar.

Wir würden dort landen, wo ich die sehr schwachen Konturen der Gestalt gesehen hatte.

Sie war zurückgetreten. Ich sah das große Rechteck des Schachtöffnung näher kommen, hatte für einen Moment die Befürchtung, daß der Arm nicht reichen würde, das erwies sich zum Glück als Irrtum. Durch ein letztes Strecken des Tentakels erreichte ich als erster den Rand.

Beinahe sacht und vorsichtig wurde ich darüber hinweggeschoben. Will folgte mir wenig später, und einen Atemzug später lösten sich die Tentakel von unserem Körper.

Wir waren frei.

Keinen Augenblick länger blieb ich dort stehen, wo man mich abgesetzt hatte. Sofort lief ich nach rechts, weg von der Schachtöffnung und tiefer in den düsteren Raum mit den kahlen Wänden und dem langen Tisch hinein, auf dem einige Glasbehälter standen.

Beinahe wäre ich noch über eine Lache und Scherben am Boden ausgerutscht und blieb stehen, als ich die Wand im Rücken spürte.

Auf der gegenüberliegenden Seite hatte Will Mallmann ebenso gehandelt.

Wir bekamen den Überblick – und staunten beide.

Zum erstenmal sahen wir die Marquesa. Sie hielt sich noch immer nahe der Schachtöffnung auf, stand da wie Pik sieben und hatte die Hände zu Fäusten geballt. Man kann aus Haltungen und Gesichtsausdrücken der Menschen lesen und lernen. Bei ihr hatte ich den Eindruck, als würde sie unter Streß stehen.

Und hinter ihr, aus dem Schacht, schauten die Tentakel des Monstrums mit ihren vier Köpfen hervor.

Die Überraschung traf mich, als ich meinen Blick nach rechts wandte. Dort stand Glenda Perkins. Sie hielt mit ihren Händen die oberen Hälften zweier Flaschen umklammert, und auf ihrem Gesicht sah ich trotz der Anspannung ein Lächeln.

»Hi« Ich wollte die Atmosphäre auflockern und lächelte ihr zu.

Sie schüttelte nur den Kopf. Das Zeichen verstand ich. Die Lage stand nach wie vor auf des Messers Schneide.

Was war denn nun los?

»Kann mir einer sagen, was das soll?« hörte ich Will Mallmann fragen und sah, daß er seine Waffe zog.

Auch ich holte die Beretta hervor. Beide wurden wir von der Marquesa beobachtet, die plötzlich den rechten Arm hob. Sie sprach weder Will noch mich an, und wandte sich an Glenda.

»Du siehst, daß ich dir den Gefallen getan habe. Deine Freunde sind hier. Jetzt bist du an der Reihe, den Teil des Versprechens einzulösen.«

»Was habe ich versprochen?«

»Laß die Flasche los und stehen.«

»Und dann?«

»Könnt ihr gehen.«

Glenda lachte. Ich mischte mich nicht ein, denn ich ahnte instinktiv, daß hier meine Sekretärin den Fall gelöst und entwirrt hatte. Sie wußte mehr, und sie hatte es auch geschafft, die Initiative zu ergreifen. Schonjetzt konnte ich ihr dafür ein Kompliment machen. Sie hatte sich in der Tat emanzipiert.

»Was habe ich denn versprochen?« fragte ich.

»Das du mir die Tinkturen überläßt.«

»Nein!«

Die Marquesa zuckte zusammen. Sie schaute auf die vier Köpfe, dann auf uns und schien einzusehen, daß sie einen Fehler gemacht hatte. Noch einmal versuchte sie einzulenken. »Was hast du davon, mich zu erschießen?«

»Du sollst vor ein Gericht, Alte. Du bist eine sechsfache Mörderin, denke daran.«

Die Marquesa schüttelte den Kopf. Glenda erklärte mir inzwischen in Stichworten, welche Bewandtnis es mit den vier auf den Tisch stehenden Flaschen hatte.

Plötzlich verstand ich. Auch Wills Augen weiteten sich, und ich sagte in die folgende Stille hinein. »Es ist wirklich besser, wenn wir die Flaschen zerstören!«

Die Marquesa drehte fast durch. »Nein!« brüllte sie. »Das will ich nicht. Dann wird auch Skylla…«

»Dieses Monstrum hat kein Recht auf Existenz«, erklärte Will Mallmann. »Es ist eine Ausgeburt der Hölle und würde seinen Terror nur weiter in die Länge ziehen.«

»Das meine ich auch!« erklärte Glenda, ging einen Schritt zurück und öffnete die linke Faust.

Die erste Flasche fiel zu Boden.

Plötzlich war der Teufel los!

Nie hätte ich dieser alten Frau einen solchen Schrei zugetraut. Sie jaulte vor Wut, erinnerte mich mit ihrem Schrei an das Heulen einer Sirene, und sie stand wie erstarrt, als sich die Scherben zusammen mit der Flüssigkeit verteilten und zudem noch Nachschub bekamen, als Glenda auch die nächste Flasche fallen ließ.

Die Reaktion erkannten wir an zwei Gesichtern. Schon in der Höhle hatten wir erlebt, wie sie plötzlich auseinanderbrachen, und dieser Vorgang wiederholte sich hier.

Zuerst schwangen die Tentakel, als wären sie von einem heftigen Windstoß erfaßt worden. Schon in der ersten Bewegung lösten sich die Gesichter auf. Die blaue Flüssigkeit schoß aus ihnen hervor, überspielte die Öffnungen und rann schwallartig an den dicken Armen nach unten. Dabei wurden auch die Knochen- und Hautreste mitgerissen, während die Krakenarme allmählich zusammenschrumpften.

Die Marquesa schaute sekundenlang zu. Sie sah ihre Träume wegspülen, schluchzte auf und drehte sich um. Auf einmal wurde sie schnell. Daß wir unsere Pistolen gezogen hatten, interessierte sie nicht. Sie wollte retten, was zu retten war.

Auf dem langen Tisch standen noch zwei Gefäße. Beide brauchte sie unbedingt, und sie warf sich mit einem gewaltigen Sprung auf den Tisch, streckte die Arme aus, griff nach den Gefäßen, schrie

dabeiwieder, und Glenda tat das gleiche an der anderen Seite des Tisches, während Will und ich nicht dazu kamen, so schnell einzugreifen.

Dafür bekamen wir von einer anderen Seite Stoff.

Ich sah einen hühnenhaften Kerl, der eine Sonnenbrille trug, jenseits des Tisches in Deckung huschen. Er tauchte so schnell unter, daß es für diese Bewegung nur einen einzigen Grund gab.

Den merkten wir sehr schnell, als uns die ersten Kugeln entgegenpfiffen.

Von irgendwoher hatte er sich ein Schießeisen besorgt. Es war ein Gewehr, wie ich am Klang hörte. Ich zuckte zusammen, als ein Geschoß dicht an meinem Gesicht vorbeifuhr und in der Wand steckenblieb.

Um Glenda konnte ich mich nicht kümmern. Auch Will Mallmann wurde von den Kugeln in Deckung gezwungen, die er unter dem langen Tisch gefunden hatte.

»Okay, John«, sagte er. »Gibst du mir Rückendeckung?«

»Ja.«

»Dann mach mal.« Er warf mir seine Ersatzwaffe zu, die mit normalen Bleigeschossen geladen war. Die andere, die Silberkugel-Pistole, wollte er für sich behalten.

Ich feuerte.

***

Bonzo hatte noch nicht geschossen, als Glenda und die Marquesa aneinander gerieten. Und sie mußten sich den Erfolg teilen, denn keiner von ihnen gelang es, die beiden letzten Flaschen zu zerstören.

Glenda bekam die erste zwischen die Finger, die Adelige die zweite. Wie mit einem kostbaren Familienschatz, den sie vor der Brust festhielt, ging sie zurück.

Ihre Körper schaukelten heftig. »Nein, nein! Die kriegst du nicht auch noch! Die behalte ich. Es ist die wertvollste. Ich will wieder so werden wie früher!« heulte sie, hatte die Wand erreicht, preßte sich dagegen und jammerte, während sie langsam in die Knie ging.

Glenda hatte kein Mitleid mit der sechsfachen Mörderin. Sie nahm das Gefäß und schleuderte es voller Wut nach vorn. Dicht neben dem Kopf der Marquesa prallte es gegen die Innenseite der Mauer und zerbrach.

Der Regen aus Scherben und magischer Tinktur ergoß sich über den Kopf der alten Frau, die jetzt noch lauter schrie. Und in ihre Schreie hinein peitschten die ersten Schüsse.

Glenda hatte genau in dem Augenblick starten wollen, ließ es sofort bleiben. Sie duckte sich nicht nur, sie tauchte auch zu Boden und damit ebenfalls unter den Tisch.

Sie hörte die Einschläge der Geschosse, sah auch das zweitletzte Gesicht vergehen und zerfließen.

Nur noch eines war da.

Sie schaute nach rechts.

Will Mallmann und John Sinclair drehten ihr die Rücken zu. John hatte seine Waffe gezogen, er gab dem Kommissar Rückendeckung, der sich kriechend fortbewegte und der Länge nach unter dem Tisch herglitt.

Glenda wußte sehr genau, wer da geschossen hatte. Es kam nur Bonzo in Frage.

Sie aber wollte die Marques Eleonora Frascetti. Diese Frau war nicht mehr in der Lage, aktiv in die Auseinandersetzung einzugreifen. Sie hockte auf dem Boden, hatte die Beine ausgestreckt, den Rücken gegen die Wand gedrückt, hielt das Gefäß an sich gepreßt und jammerte in einem fort. Daß sich Glenda auf sie zuschob, sah sie überhaupt nicht.

Aus der Öffnung schaute der letzte Arm. Ein Zucken lief über das Gesicht, der Tentakel schwankte, er traf jedoch keine Anstalten, sich weiter hervorzudrücken, um die herankriechende Glenda zu umklammern.

Direkt vor der Marquesa stoppte sie. Den Arm hatte sie bereits ausgestreckt, als die Adelige die Augen öffnete.

Sie starrte Glenda an, erschrak und begann zu schreien.

Glenda schlug zu. Ihre flache Hand klatschte zweimal gegen die Wangen der Mörderin, so daß deren Kopf von einer Seite zur anderen flog, sie den Griff lockerte und Glenda die Chance wahrnahm.

Mit einer gedankenschnellen Bewegung riß sie die Flasche zwischen den Händen der Frau hervor und schleuderte sie hinter sich.

Sie hörte das Platzen und Klirren und brauchte zu Skylla nicht mehr hinzuschauen. Die war erledigt.

Nicht die Marquesa!

Obwohl sie alles verloren hatte, gab sie nicht auf. Durch ihren mageren Körper schoß ein Ruck, so als hätte sie sich einen inneren Stoß gegeben. Und plötzlich bäumte die Frau sich auf, bog den Rücken durch und kam auf die Füße.

Selbst Glenda wurde davon überrascht. Mit einem Ohr hörte sie das Peitschen der Schüsse, wußte auch, daß die Kugeln für sie gefährlich werden konnten, doch die wahre Gefahr ging von der Adeligen aus.

Sie hielt plötzlich das Messer in der Hand, unter deren Klinge sechs Mädchen ihr Leben hatten lassen müssen.

Glenda sollte die siebte sein.

Sie war noch nicht ganz hochgekommen, befand sich in einer knienden Haltung, sah über sich die lange Stahlklinge, die größer wurde, denn die Frau ließ sich einfach fallen.

Sie hätte Glenda mit dem Messer in ihrer dunklen Haarpracht erwischt, wenn sich die Engländerin nicht nach hinten geworfen hätte. Deshalb fehlte die Klinge knapp, und Glenda gelang es, die Beine hochzureißen und die Füße in den Leib der nach vorn sinkenden Frau zu stemmen.

Mit einem heftigen Ruck katapultierte Glenda die Marquesa über sichhinweg. Sie hörte die Frau schreien, und Glenda stellte fest, wie sehrsich der Schrei veränderte. Er wurde lauter, hallender, echohafter, und Glenda, die sich zur Seite wälzte, wußte plötzlich, was geschehen war.

Die Marquesa war durch den Schwung des kraftvollen Beinstoßes in die Schachtöffnung gefallen, wo Skylla nicht mehr zu sehen war, da durch die Zerstörung der letzten Flasche auch ihre Existenzberechtigung nicht mehr gegeben war.

Glenda spürte den plötzlichen Schüttelfrost, merkte die Stille – es wurde nicht mehr geschossen –, bis ein gellender Ruf die lastende Ruhe unterbrach.

»Marquesaaaa…!«

Es war Bonzo, der Stumme!

Plötzlich konnte er schreien. Vielleicht war es der Schock gewesen, der bei ihm zu dieser radikalen Veränderung beigetragen hatte, und auch Will und ich hatten den Schrei vernommen.

Dann sahen wir den Mann!

Er rannte aus seiner Deckung hervor, das Gewehr hatte er weggeschleudert, und er rannte wie ein Irrwisch an der langen Tischkante vorbei.

Da wir unter dem Tisch hockten, kamen wir nicht schnell genug hervor, um ihn zu stoppen.

Er wollte auch nicht aufgehalten werden. An Glenda wischte er ebenfalls vorbei und setzte zu einem gewaltigen Sprung an, der ihn in sein Ziel brachte.

Es war der Schacht!

Beim Fallen schrie er nicht.

Wir hörten nur das Geräusch des Aufpralls und wurden blaß. Im nächsten Augenblick lag Glenda in meinen Armen…

***

Ich kam nicht umhin, meiner Sekretärin Komplimente zu machen.

Sie hatte den Fall fast im Alleingang gelöst und mitgeholfen, die Welt von einem Produkt teuflischer Magie zu befreien. Skylla würde es jetzt nur noch in der griechischen Sage geben!

Aus Neapel waren die Polizisten gekommen, hatten sich abgeseilt und holten die Toten hervor.

Zuerst Bonzo!

Einen Fall aus dieser Höhe konnte keiner überleben. Auch der Stumme war tot. Die Gläser der Sonnenbrille waren zerbrochen. Wir konnten im Licht der Scheinwerfer erkennen, daß er völlig farblose Augen besaß.

Ihm folgte die Marquesa.

Bei ihr erlebten alle Anwesenden eine grausige Überraschung.

Über der Schachtöffnung und auf der Holztrage liegend, bröckelte ihr Körper plötzlich auseinander, so daß bleiche Knochenstücke hervorschauten. Die Polizisten bekamen einen nicht gelinden Schreck und bekreuzigten sich.

Ich aber suchte nach einer Erklärung. Wahrscheinlich hatte die Marquesa mit Skylla eine Einheit gebildet, so daß sie ihr wahres Alter wohl nicht mehr wußte. So wie sie aussah, hätte sie zuvor ein Zombie sein können oder von der Kraft des Kraken leben müssen.

Ich wußte es nicht, und das störte mich nicht! Die Marquesa würde ihr Grab finden, Bonzo ebenfalls.

Als wir später das Schloß verließen, legte sich bereits die Dämmerung über das Land.

Der Golf war in ein wunderbares Licht getaucht. Ein tiefes Rot schimmerte auf dem Wasser. In der Ferne durchpflügten bunt beleuchtete Schiffe das Wasser.

»Urlaub!« stöhnte Will.

»Ja«, sagte auch Glenda. »Den müßte man haben.«

»Und wie!« fügte ich hinzu, während ich die herrliche Luft einatmete.

Glenda stieß mich an. »Hat dir Sir James eine Zeit genannt?« fragte sie mich.

»Nein.«

»Weiß er, daß wir schon fertig sind?«

»Auch nicht.«

»Wie lange könnten wir bleiben?«

»Meinetwegen bis zum Wochenende!«

Glendas Jubelschrei klang so laut, daß sich selbst die schon schlafenden Vögel erschreckten und aus ihren Verstecken in den Mauerspalten hochflatterten.

Sie würden es ihr verzeihen. Wären sie Menschen gewesen, hätten sie bestimmt nicht anders reagiert…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 302 »Der Unhold«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 379 »Todesfalle unter Wasser«